Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Visual Library

Wie der Gemeinde-Ammann von Mostlingen seine Ehre wahrte.

(Aus B. Stells „Lustigi Thurgauer Gschichte".)

Die Gemeinde Mostlingen hatte einen wackern, tüchtigen Gemeinde-Ammann, auf den sie stolz sein durfte. Er hielt streng auf Ordnung, war freundlich mit allen Leuten, und was er in Vorschlag brachte, hatte Hand und Fuß.

Leider war er von einer argen Krankheit heimgesucht, von einem Familienübel, das er von seinen Vorfahren ererbt: er hatte die Leber auf der Sonnenseite. Die Patienten, die diesen organischen Fehler haben, leiden beständig an entsetzlichem Durste und müssen oft mehr trinken, als sie eigentlich sollten, nur vor dem Wasser müssen sie sich sehr hüten, sie behaupten, sie könnten es nicht vertragen.

Wirklich eine sehr schlimme Krankheit und noch dazu ansteckend, denn sie ist außerordentlich verbreitet.

So ist es denn auch leicht begreiflich, daß der biedere Gemeinde-Ammann am Abend nach erledigten Amtsgeschäften sich des alten Spruchs erinnerte:

Doch dem Edlen ist's zu gönnen,
Wenn des Abends sinkt die Sonnen,
Daß er in sich geht und denkt:
Wo man einen Guten schenkt!

Aber er besann sich nicht lange, sondern stampfte schnurstracks ins „Weiße Rößle".

Mostlingen hat keine Weinberge, wer aber der Meinung wäre, es würde deshalb dort kein Wein getrunken, würde sich ganz bedenklich täuschen; zu was sind denn die Eisenbahnen und andere Transportmittel? So hatte denn auch dieses Jahr der Rößlewirt einen Walliser Sauser eingelegt, von dem man sagen konnte: er schreibt sich „von".

Meinen lieben Lesern wird es wohl bekannt sein, daß im Frühling, in der Zeit der Rebenblüte, der junge Wein im Fasse wieder gärt und tost, wie auch der Dichter sagt:

Wenn die Reben wieder blühen,
Reget sich der Wein im Fasse —

gerade als ob er aus dem dumpfen Verließe in das Freie wollte, zum goldenen, schönen Sonnenlichte. —

Und solch ein eigentümlicher, unerklärlicher Zusammenhang besteht zwischen den sonnenseitigen Lebern und dem Sauser. In der Saison des neuen Weins erreicht die Krankheit den höchsten Grad, und zartfühlende Seelen müssen wirklich inniges Bedauern fühlen, wenn sie zusehen, wie viel die armen Patienten schlucken müssen. Woher dies kommen mag, läßt sich nicht sagen, die menschliche Natur birgt eben noch viele Geheimnisse, die kein Gelehrter zu ergründen vermag, ich kenne einige Ärzte, die auch an dieser Krankheit leiden und schon manche Nacht geopfert haben, um derselben auf den Grund zu kommen, — es ist ihnen nicht gelungen.

Gerade so ging es unserem Gemeinde-Ammann. Zuerst wollte er nur aus freundnachbarlicher Gesinnung von dem Sauser trinken, wie aber die Leber den neuen Wein spürte, da war es aus und vorbei! Sie ließ ihm keine Ruhe mehr, immer und immer wieder mußte er zum Rößlewirt laufen, und so zuwider ihm auch die Medizin war, er mußte trinken, um das Brennen in der Leber zu lindern.

Eine solche Kur muß auch den stärksten Mann angreifen, und so ist es leicht begreiflich und auch zu entschuldigen, wenn man eines schönen Morgens den Ammann auf einem Misthaufen ruhend entdeckte.

Es thut mir leid, ein solches unschönes Wort gebrauchen zu müssen, ich wollte allerdings zuerst schreiben: auf einem Haufen Bauernlist, denn das alte Sprichwort sagt: Mist ist des Bauern List, — aber es wäre doch etwas zu undeutlich gewesen.

Am darauffolgenden Sonntage war Gemeindeversammlung; es handelte sich darum, ob man das Schindeldach des Kirchturms, das schon sehr verblaßt war, neu anstreichen sollte, oder nicht. Der Herr Pfarrer war selbstverständlich dafür, auch noch einige sonstige Bürger, z. B. der Maler, aber vielen andern waren die Kosten sehr zuwider, so gab es denn heftige Opposition, und schließlich wurde einer noch so unverschämt, den Gemeinde-Ammann höhnisch zu fragen: ob er nicht mehr wisse, wo man ihn an jenem Morgen gefunden.

Da hätte man aber den Gemeinde-Ammann sehen sollen, wie er sich in seiner vollen Würde erhob und mit gewaltiger Stimme — alles war mäuschenstille — donnerte: „Herren Gemeinderäte und werte Gemeindeversammlung! Soeben hat man mir einen schweren Vorwurf gemacht, aber ich will Euch etwas sagen: So lange die Welt steht, gilt der Spruch: Der Platz schändet nie die Person, aber die Person ehrt den Platz. Und wenn ich auch auf einem Misthaufen lag, so war und blieb ich doch der Gemeinde-Ammann von Mostlingen, der den Gemeinderat, die Bürgerschaft und die Einwohner unter sich hatte. So ist es und so bleibt es!"

„Bravo! Einverstanden! Unterstützt!" tönte es von allen Seiten und alle hatten ihre Freude an ihrem wackern Gemeinde-Ammann, sein Gegner aber schaute, wo der Zimmermann das Loch gelassen.

BLB Karlsruhe

Räuber Jaromir.

Kartoffeltragödie in fünf Abteilungen.

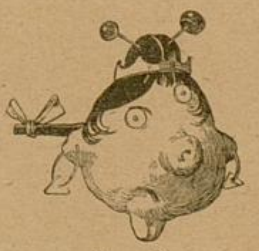
Einleitung.

Auf vielfachen Wunsch bringen wir hier die altberühmte „Kartoffeltragödie" vom Räuber Jaromir noch einmal dem deutschen Publikum dar. Unser Künstler hat bei der Illustrierung derselben seine Phantasie frei walten lassen und den König Mastodon aus einer Selleriewurzel, den Jaromir aus einer Karotte resp. gelben Wurzel, die Pumsia aus einer Batate und den Sklaven aus einem schwarzen Radi hergestellt. Für die Aufführung empfiehlt sich jedoch die Anwendung der überall zu habenden Kartoffeln, und lassen wir daher hier das alte Rezept folgen.

Man nimmt soviel Kartoffeln, als im Stück Personen vorkommen. Diese Kartoffeln macht man durch Ausschneiden und Anmalen menschlichen Gesichtern ähnlich. Die Augen werden durch Perlen oder Nägel, die Haare durch ein Stückchen weißen, roten, schwarzen, gelben oder braunen Pelz hergestellt; man kann auch Samnet oder andern haarigen Stoff, auch wohl gefärbte Watte dazu nehmen, welche Stoffe mit Leim aufgeklebt werden. Die Kopfbedeckungen werden aus Papier gefertigt. — Hierauf bohrt man unterhalb der Gesichter Löcher in die Kartoffeln, so daß dieselben gut passend auf den Zeigefinger zu setzen sind. Die Kleidung dieser Marionetten besteht einfach aus Taschentüchern oder bunten Lappen, welche über den Zeigefinger gehängt werden; darauf wird nun der Kartoffelkopf gesteckt. Daumen und Mittelfinger bleiben frei und dienen den Marionetten als Hände; die ganze übrige Hand wird in das Tuch eingewickelt. — Die Säbel und Schwerter, die in jeder Kartoffeltragödie vorkommen, bestehen durchweg aus Tischmessern. Die Requisiten, welche die handelnde Person braucht, werden ihr erst in dem Augenblick, da sie deren bedarf, von unten heraufgegeben und ebenso fortgenommen. — Das Theater bildet die Nachahmung eines Kasperle- oder Hanswurstheaters; die Puppen werden von unten dirigiert. Man kann sich beim Aufführen der Kartoffeltragödie eines niedrigen Bettschirms oder zweier Tische bedienen, von denen der obere von der Seite auf den untern gestellt wird. Ebenso kann man eine Gardine in Manneshöhe ziehen, wohinter die handelnden Personen mit den Marionetten treten, damit sie vollständig verdeckt sind. — Ein Vorhang ist nicht erforderlich. Die Puppen gucken bis zur Taille über den obern Rand des Theaters hinaus. — Wenn der Zettel nicht gedruckt existiert, so muß derselbe vor der Vorstellung vorgelesen werden. Das Zeichen zum Anfang der Vorstellung und jedes Aktes wird durch eine Klingel gegeben, wonach die Aktüberschrift vorgelesen wird. Den Text lesen ein oder mehrere Personen hinter der Scene vor; jedenfalls müssen aber die verschiedenen Personen in verschiedener Stimmhöhe gelesen werden.

Personen:

Mastodon,
König aller Inseln in der Lüneburger Heide: Signor Sellerio.



Pumsia,
seine Tochter: Signora Batate.

Ein Sklave:
Signor Nero Radi.

Jaromir,
Räuber, unter dem Namen Kasimir Pumsias Verlobter: Signor Karotta.

Erste Abteilung.

König Mastodon (tritt auf).

Welch schöner Tag mir heute lacht,
Wie froh mich das Ereignis macht:
Es hüpft das Herz vor Freude mir,
Weil mit dem Prinzen Kasimir,
Den mein geliebtes Kind erwählt,
Sie heute abend wird vermählt.

Sklave
(kommt und bringt einen Brief).

Ein Brief kommt eben von der Post,
Der 22 Pfenn'ge kost't.

Kö nig Mastodon
(den Sklaven vor den Kopf stoßend).

Wie oft hab' ich gesagt dir schon:
Nichts Unfrankiertes nimm, mein Sohn!

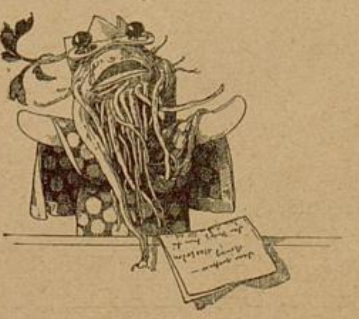
(Sklave will gehen.)

Halt, Sklave, hemme deinen Lauf
Und setz' mir erst die Brille auf.

(Der Sklave steckt ihm eine aus Papier geschnitzte Brille mit einer Nadel an.)

(Liest).

„Der Prinz, dem du dein Kind willst geben,
„Er trachtet schnöd' nach deinem Leben;
„Er will dir deinen Schatz entwenden,
„In Liebe sich zu Pumfia wenden.
„Er ist kein Prinz, kein Kasimir,
„Er ist der Räuber Jaromir!" —



Entsetzlich, schrecklich! Ist's zu glauben?
Mich morden, meine Schätze rauben,
Mir mein geliebtes Kind entführen? —
Ich laß den Bengel strangulieren.
Entsetzlich! Namenloser Schmerz
Erfüllt mein armes Vaterherz!

Wo soll ich Trost und Worte finden,
Es meiner Tochter zu verkünden?
Vergebens sinn' ich drüber nach —

Es bricht das Herz der Armen, ach! —
Ich will ins weiche Gras mich legen

Und hier mein Mittagsschläfchen pflegen —
Es ist der Kopf mir schwer wie Blei,
Vielleicht fällt mir im Schlaf was bei.

(Stürzt sich nieder.)

Zweite Abteilung.

(König Mastodon schläft noch. Prinzessin Pumfia erscheint.)

Pumfia.

Wo ist mon père? Er schläft ein wenig,
Zum Wohl des Staats, der gute König!
Ich nehme mir zum Souvenir
Vom Haupt ihm eine Locke hier

Und will in gut' und bösen Tagen
Sie ewig auf dem Herzen tragen.

(Sie zupft ihm einen Büschel Haare aus und steckt sie ans Herz.)

König Mastodon.

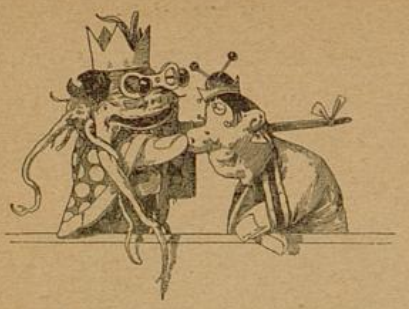
Wer stört hier meine Ruh' im Grase?

Pumfia.

Ich bin's!

König Mastodon.

Du bist's, mein kleiner Hase?



Du kommst mir hier zur rechten Stunde,
Vernimm aus deines Vaters Munde,

Welch Unglück über uns hereinbricht —
Er ist ein Lump — ein Bösewicht.

Pumfia.

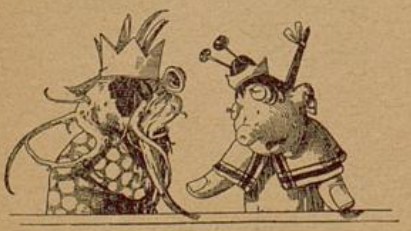
Von wem, mein Vater, spricht dein Mund?

König Mastodon.

Vom Kasimir, dem Lumpenhund,
Er ist kein Prinz, ein reißend Tier,
Er ist der Räuber Jaromir.

Pumfia.

Was Jaromir, was Jaromich —



Mein Vater, glaub, man täuschet dich.
Du bist im Schlafe, bist betrunken!

König Mastodon.

O traue, Kind, nicht dem Halunken.

Mich will er morden und betrügen,
Vor dir auf seinen Knieen liegen,
Und dir von Liebe da vorheulen.
Doch wart, ich will den Schlingel keilen!

Pumfia.

Was mich betrifft, ich halte still,
Wenn er nur dich verschonen will.

König Mastodon.

(Umarmung.)

Mein armes Kind, o komm, vergiß,
Ich räche dich und mich gewiß.

(Pumfia ab.)

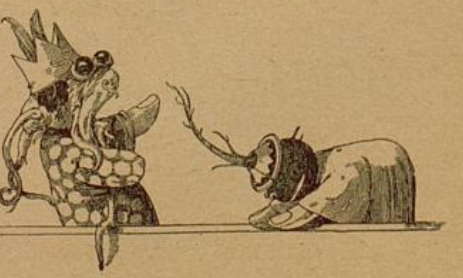
König Mastodon (allein).

Nicht länger kann ich müßig bleiben;
Ich werde an den Kerl jetzt schreiben
Und fordern ihn zum Kampf heraus,
Anstatt zu Pumfias Hochzeitsschmaus.

(Ruft.)

„Sklave!" —

(Sklave erscheint.)



Geh, Sklav', und hol zur Stelle hier
Mir Feder, Tinte und Papier!

(Sklave bringt es. Der König schreibt.)

Jetzt schaffe Siegellack und Licht,
Allein ein Petschaft brauch' ich nicht!
(Er nimmt dem Sklaven den Kopf ab, siegelt damit und steckt ihn wieder an.)

Hier die Adresse giebt dir Kund',
Wohin der Brief zu tragen,
Nun packe dich, du Lumpenhund,
Sonst faß' ich dich am Kragen.

Dritte Abteilung.

Pumfia.

Ich kann es nicht dem Vater glauben!
Er will mir den Geliebten rauben,
Mein Kasimir wär' falsch und schlecht?
Da kommt er eben, grade recht!

Jaromir.

Ja, hier bin ich, mein Verlangen,
Dich, mein Schnutchen, zu umfangen,
Hielt ich länger nicht im Zügel,
Ich eilt' auf der Liebe Flügel
In die Arme meiner Braut,
Die mir heut wird angetraut.
(Will sie umarmen.)

Pumfia
(zurücktretend).

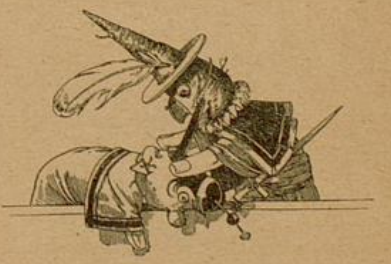
Halt, eh' ewig wir verbunden,
Will ich Wahrheit unumwunden,
Sprich, gesteh es offen mir:
Bist du der Räuber Jaromir?

Jaromir.

Ja, ich muß es dir bekennen,
Bin's, den Mörder Bruder nennen,
Bin's, den alle Wälder kennen,
Bin der Räuber Jaromir.

Pumfia.

O! Entsetzlich, wehe mir!
(Sie fällt in Ohnmacht.)



Jaromir
(macht Gestikulationen, befühlt sie).

Ja, ich fühle sie erkalten;
Hätt' ich doch das Maul gehalten.
Stirbt sie mir, dann zuverlässig
Ist's heut mit der Hochzeit Essig.
O Pumfia, mein Götterkind,
Erhole dich, steh auf geschwind.

Pumfia.
Wo bin ich? Wer steht neben mich?

Jaromir.
Dein Kasimir, erhole dich.

Pumfia.
Hinweg, ich mag dich nicht mehr sehn;
Ich werde in ein Kloster gehn. (Wankt ab.)

Jaromir.
Geduld! Die Hölle triumphiert!
Und heute noch wirst du entführt.

Vierte Abteilung.

Jaromir
(mit einem Tischmesser als Säbel).

Alles ist zur That bereit;
Die Gesellen sind nicht weit
Und zu allem fest entschlossen.
Hab' ich Mastodons Blut vergossen,
Seine Schätze ihm entwandt,
Stecken sie das Schloß in Brand.

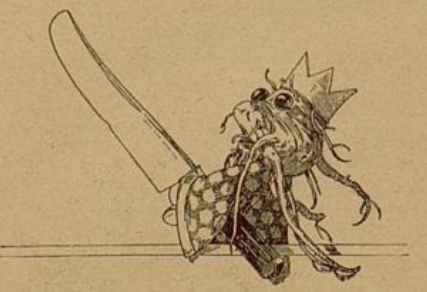
König Mastodon
(ebenfalls mit einem Tischmesser als Säbel).

Du gutes Schwert in meiner Hand,
Das ruhmvoll manchen Kampf bestand,
Bleib mir auch dieses Mal getreu
Und schneide dort den Schuft entzwei.

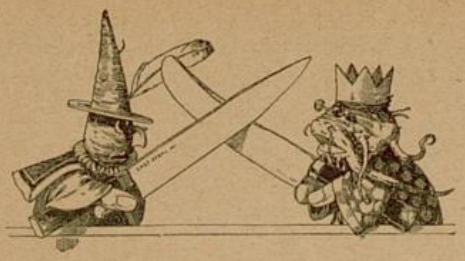
Jaromir.

Hier bin ich schon, du alter Thor;
Bring nur die Klinge gleich hervor.
Ich will dir auf die Glatze klopfen
Und dir die Lästerzunge stopfen.

König Mastodon.



Dampfend soll dein Blut bald fließen,
Und du sollst bekennen müssen,
Daß ich alt und schwächlich zwar,
Aber dennoch Löwe war.



(Sie wetzen die Säbel.)

(Sie kämpfen.)

(Jaromir schneidet dem König den Kopf ab.)

Jaromir.

Am Boden liegt der Vater tot;
Nun ist der Tochter gebacken das Brot.

Fünfte Abteilung.

Pumfia.

(Sie erscheint trauernd in schwarzem Gewande.)

Kein Bräutigam, kein Hochzeitsschmaus,
Ich weine mir ein Auge aus.

(Sie zieht sich einen der Nägel aus, die ihr als Augen dienen.)

Da ich den Vater auch verloren,
Hab' ich das Kloster mir erkoren.
Doch, wo ersetzen alle Klöster
Mir Kasimir, den teuren Tröster.

Jaromir (kommt eilig).

Ich komm', dir Lebewohl zu sagen.
Die Polizei will mir an'n Kragen;
Doch eine Bitte, eh' wir scheiden,
Und eh' ich ewig dich soll meiden:
Ich fleh' dich an, du Herzensmädel,
Gieb mir 'nen Kuß auf meinen Schädel.

Pumfia.

Das Kloster hab' ich mir erkiesen.

Jaromir.

Das kannst du später noch genießen.
O zaudre nicht, die Zeit ist edel,
Wozu noch lange das Getrödel!

Pumfia
(küßt Jaromir).

Da hast du den erflehten Kuß,
Doch jetzt ich schleunigst sterben muß.

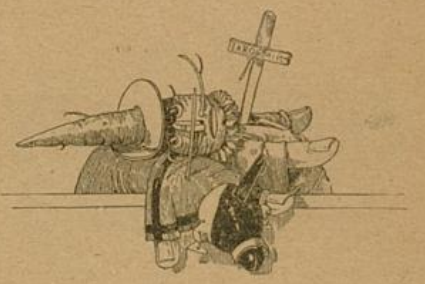
Konnt' ich den Mörder meines Vaters küssen,
So darf ich dies nur mit dem Tode büßen.

(Sticht sich mit einer langen Haarnadel tot und fällt um.)

Jaromir.

Wie, tot, du Pumfia, mein Herzchen?
Dann mach' auch ich mir jetzt dies kleine Scherzchen:
Wo alles stirbt, mag Jaromir nicht leben,
Und unverweilt will ich zur Hölle schweben.
Held Jaromir mit diesem Dolch sich sticht. —

(Ersticht sich und fällt.)



Jetzt bin ich tot — ich glaube, das genügt!

Herr Niemand.

Es lebt ein Mann in unsrer Stadt,
Der muß ein Satan sein;
Kein Mensch ihn je gesehen hat,
Soll überall doch sein.
In unsrem Haus ist er der Magd
Nur und dem Sohn bekannt,
Und wenn man nach dem Namen fragt,
Wird „Niemand" er genannt.

Er ist es, der mit Unbedacht
Mir jedes Glas zerbricht,
Und mit der Magd um Mitternacht
Noch in der Küche spricht.
Er weiß Bescheid im ganzen Haus,
Zeigt oft im Keller sich;
Frag' ich: wer trank den Wein mir aus?
Heißt's „Niemand", oder — ich!

Auch weiß der Unbekannte wohl,
Wo die Cigarren stehn,
So oft ich mir nur eine hol',
Holt er sich heimlich zehn.
Rauchst du vielleicht, mein Junge, schon?
Gesteh die Sünde ein!
Wer ist der Dieb? Es klingt wie Hohn,
Herr „Niemand" muß es sein.

Mit einem nagelneuen Buch
Ward er zur Schul' geführt,
Und tücht'ger Schläge giebt's genug,
Wenn er es je beschmiert.
Zerrissen kommt und fleckenvoll
Zu Haus er damit an;
Und fragt man ihn, man wird fast toll,
Herr „Niemand" hat's gethan.

Wie stürmt er wild durch Wald und Flur,
Bricht Hals und Beine noch;
Bald ist die neue Hose nur
Ein eingefaßtes Loch.
Trüb und verweint ist sein Gesicht,
Kommt er nach Haus alsdann;
Wie's Unglück kam, er weiß es nicht,
Herr „Niemand" hat's gethan.

Lauf heut nicht in der Stadt herum,
Sonst giebt's kein Mittagsbrot!
Man redet wahrlich sich noch stumm,
Und ärgert sich zu Tod!
Er kommt zurück: Stirb, oder sprich,
Wer stieß dich in den Dreck?
Herr „Niemand" hat's gethan, nicht ich!
Er stammelt leis vor Schreck.

Wer stieß das Tintenfaß mir um?
Wer warf das Buch vom Tisch?
Ich schlag' ihn wahrlich lahm und krumm,
Sobald ich ihn erwisch'.
Und frag' ich dann — Gott, hab Geduld,
Wenn aus der Haut ich flieg'!
Der „Niemand" wahrlich trägt die Schuld,
Wenn ich die Schwindsucht krieg'.

Hab's meinem Nachbar jüngst geklagt,
Da lacht' er schadenfroh,
Und hat mir im Vertraun gesagt,
Bei ihm ging's ebenso.
Herr „Niemand" überall sich zeigt
Hindurch das ganze Jahr;
Manch Ding versteht sich nicht so leicht,
Und dennoch ist es wahr.

Karl Knortz.

Der Eulenkneisel.

Eine Erzählung von Balduin Möllhausen.

Ein recht kalter Dezembernachmittag war es, als eine von vier dampfenden Pferden gezogene, massiv gebaute Kutsche vor der Posthalterei einer jungen Ansiedelung auf dem Ufer des obern Missouri anhielt. Da noch keine Eisenbahnverbindung mit volkreicheren Gegenden und größern Städten hergestellt worden war, der Missouri aber mit Eis trieb und den Dampfern die Stromfahrt verbot, so galt das jedesmalige Eintreffen der Post von unten herauf in dem abgelegenen Ortchen gewissermaßen als ein Ereignis. Schon vorher kamen Leute, um so bald wie möglich in den Besitz von Zeitungen und Briefen zu gelangen, nebenbei auch den Postführer um die neuesten Neuigkeiten zu befragen. An dem heutigen Tage hatten sie das kleine Wartezimmer, an welches der zur Bewirtung der Gäste dienende Raum stieß, zu ihrem Aufenthalt gewählt. Um den rotglühenden eisernen Ofen saßen sie, ihre etwas träge Unterhaltung mit Rauchen und einem gelegentlichen heißen Grog würzend. Denn draußen fror es, daß die Vögel von den Bäumen hätten fallen mögen; dazu rieselte bei gänzlicher Windstille vom schwer verhangenen Himmel feiner Schnee gleichsam schüchtern herunter, als ob er sich gescheut habe, den noch grauen Erdboden mit einer weißen Decke zu überziehen. —

„Ladies und Gentlemen, Endstation!"

Auf das Knallen der Peitsche, das dumpfe Poltern des Wagens und das Rasseln der Ketten waren die um den glutsprühenden Ofen Versammelten hinausgeeilt. Galt es doch zunächst, einen Blick auf die etwaigen Reisenden zu werfen, die dem in tiefer winterlicher Abgeschiedenheit liegenden Ortchen ihren Besuch zugedacht hatten. Während man noch Grüße und scherzhafte Bemerkungen mit dem Kutscher wechselte, der sich gemächlich aus einem Wust von Decken herausschälte, öffnete Hamlock, der Wirt des Hauses, der zugleich das Amt eines Postmeisters versah, den Wagenschlag.

„Ladies und Gentlemen! Endstation!" rief er hinein; „steigen Sie aus, wenn's Ihnen gefällig ist, und suchen Sie Schutz unter meinem gesegneten Dach. Da drinnen finden Sie einen kunstgerecht geheizten Ofen und Herzstärkungen, wie Sie bei solcher Hundekälte zu empfehlen sind!" Eine Antwort erfolgte nicht. Statt dessen wurde ein jugendfrisches Mädchenantlitz sichtbar, welchem eine in den Falten eines großen Deckentuches fast verschwindende schlanke Gestalt nachfolgte und gleich darauf unten festen Fuß faßte. Einen befangenen Blick sandte sie im Kreise. Trieb aber der Umstand, die neugierigen Augen einer Anzahl rauher Männer auf sich gerichtet zu wissen, die Farbe der kältegeröteten Wangen bis unter ihr blondes Haar und den kleinen Filzhut hinauf, so war sie doch weit entfernt, Unbehagen oder gar Furcht zu verraten. Eine gewisse, an Trotz grenzende Zuversicht offenbarte sich sogar in ihrem Wesen, als sie in etwas fremdländisch klingendem Englisch sich dem Wirt, einem alten, wohlwollend dareinschauenden Amerikaner, mit den Worten zukehrte: „Nur eine einzige Lady und sonst kein Mensch. Dankbar würde ich es indessen anerkennen, wollten Sie mir Gelegenheit geben, mich ein wenig aufzuwärmen. Ich bin fast erstarrt vor Kälte." Mit der jedem Amerikaner eigentümlichen Höflichkeit den Frauen gegenüber begleitete Hamlock die junge Fremde in das Wartezimmer, wo er, sichtbar beeinflußt durch deren ruhige jungfräuliche Anmut, ihr unter freundlichem Zuspruch beim Ablegen der winterlichen Hülle behilflich war. Er beobachtete noch, daß sie sich vor dem Ofen niederließ, abwechselnd ihre Hände rieb und der dem Ofen entströmenden Hitze preisgab, dann eilte er wieder ins Freie hinaus. Nachdem die Thüre sich hinter dem Scheidenden geschlossen hatte, spähte die junge Reisende zweifelnd um sich. Das einfache Gemach mit den kahlen Holzwänden und den nicht minder einfachen Möbeln, die sich auf ein Dutzend roh zusammengefügter Stühle und Schemel beschränkten, nahm sich zwar nicht sonderlich einladend aus; allein die lang entbehrte Wärme ersetzte vorläufig alles, zumal ihre Blicke durch eine offene Thüre in das verhältnismäßig sauber und bequem eingerichtete Gastzimmer hineinreichten. In ihren Gedanken störte sie endlich der Eintritt Hamlocks, welchem sechs oder sieben Männer auf dem Fuße folgten. Die Verteilung der Postsachen nahm nur kurze Zeit in Anspruch, worauf die Aufmerksamkeit aller sich wieder der jungen Fremden zukehrte. Man hatte offenbar den günstigsten Eindruck von ihr empfangen; denn anstatt sich mit den eingelaufenen Briefen und Zeitungen zu entfernen, rückten die Anwesenden mit ihren Stühlen im Kreise um den Ofen herum. Es beherrschte sie eben die Neigung, Näheres über die anmutige Deutsche zu erfahren, wie über die Zwecke, welche sie zu solcher Jahreszeit gerade hierher führten. Hamlock bekundete dagegen sein ernstes Wohlwollen noch besonders dadurch, daß er in das Nebenzimmer hineinrief, schleunigst ein Mahl herzustellen, wie es einer lieblichen jungen Dame gebühre, die, obwohl noch nicht lange aus den Kinderschuhen heraus, die Beschwerden einer langen kalten Fahrt wie ein richtiger Mann ertragen habe.

Die großen klugen Augen der Fremden richteten sich, wie um seine Stimmung zu prüfen, fest auf Hamlock,

dann bemerkte sie freimütig: „Das lieblich muß ich zurückweisen, weil ich bisher nie so genannt wurde, auch selber nicht daran glaube. Zählt man aber seine vollen achtzehn Jahre, so dürften die Kinderschuhe bereits verschlissen sein."

Ein unterdrücktes Lachen des Behagens lief durch den Kreis der Männer, und mit unverkennbarer Herzlichkeit nahm Hamlock wieder das Wort: „Achtzehn Jahre ist freilich ein respektables Alter. Ich taxierte Sie eben nach Ihren runden Kinderwangen. Hätte ich Sie nach Ihrer Unverzagtheit abgeschätzt, so möchte ein doppelt so hohes Alter herausgekommen sein."

„Zittern und zagen, wenn alle Menschen mir freundlich begegnen?" fragte die junge Fremde sorglos. „Trete ich indessen selbstbewußter auf, als vielleicht manche andere in meinem Alter, so mag es mit daran liegen, daß ich früh verwaiste und daher gezwungen war, mir meinen Weg selber zu bahnen. Ohne solche Erfahrungen möchte es mir gewiß schwer geworden sein, die Reise von Europa herüber zurückzulegen und nicht verloren zu gehen. So bitte ich auch, mir kein zu reiches Mahl vorzusetzen. Vielleicht eine Tasse heißen Kaffee und ein Stückchen Brot. Ich habe nämlich alle Ursache — offen gestehe ich es ein — mit meinen Mitteln haushälterisch umzugehen. Kann ich doch nicht wissen, wie noch alles hier mit mir wird."

Auf diese kindlich offenen Mitteilungen sahen die Männer sich gegenseitig erstaunt an. Keiner befand sich unter ihnen, der nicht gerne bereit gewesen, ihr das Beste vorzusetzen, was die Kolonie aufzuweisen hatte. Bevor indessen einer das Wort ergriff, erklärte der Wirt mit vertrauenerweckender Entschiedenheit: „Hätten Sie selber ein ordentliches Gericht gefordert, so wär's an mir gewesen, die Rechnung zu machen. Lade ich dagegen jemand ein und bestelle für ihn, so gilt das als Gastfreundschaft, und die darf nicht zurückgewiesen werden. Doch jetzt zu etwas anderem. Sie sind augenscheinlich fremd hier, müssen aber einen Grund gehabt haben, unsern gesegneten Ort aufzusuchen. Es ist sonst nicht meine Art, den Leuten Gefälligkeiten aufzudrängen. In diesem Falle aber möchte ich Ihnen raten, sich ohne Scheu an mich zu wenden, wenn Sie des Beistandes bedürftig sein sollten. Sie sagten selber, man kann nicht wissen, wie alles wird. Um der Anrede willen wär's nebenbei gut, zu erfahren, wie ich Sie zu rufen habe."

„Nennen Sie mich Gertrud," antwortete die junge Reisende lebhaft, „Gertrud Krane. In dem Bewußtsein aber, Ihres freundlichen Rates jederzeit gewärtig sein zu dürfen, werde ich fortan noch weit unverzagter sein, als es ohnehin in meiner Natur liegt. Also zunächst: Wohnt hier im Ort ein gewisser Kneisel?"

„Kneisel?" fragte der Wirt befremdet, und wie im Echo wiederholte der eine und der andere erstaunt: „Kneisel?"

„Wilhelm Kneisel," bestätigte Gertrud mit einem Anfluge von Unruhe, fuhr aber alsbald zuversichtlicher fort: „So lebt er wenigstens noch, und damit ist schon viel gewonnen. Er soll irgend ein Geschäft hier gegründet haben, so entnahm ich einem Briefe, den er vor Zeiten an seine Schwester, nämlich eine weitläufige Tante von mir, schrieb und der mir beim Ordnen ihres kleinen Nachlasses in die Hände fiel."

„Und zu dem wollen Sie?" forschte der Wirt ungläubig weiter, „zu dem Eulenkneisel, wie wir ihn auf Grund seiner Lichtscheu nennen? Es kann Ihr Ernst nicht sein."

„Doch, doch. Er ist der einzige Verwandte, den ich auf der Welt besitze, da gebietet die Pflicht gegen ihn wie gegen mich selbst, ihn aufzusuchen."

„Suchen Sie lieber jeden andern auf, als gerade ihn," fuhr Hamlock in einem Tone fort, welcher Gertrud unheimlich berührte, „denn mag er verwandt mit Ihnen sein oder nicht: ein gutes Wort werden Sie nie von ihm hören, wenn er Ihnen überhaupt Rede steht."

Gertrud hatte ihr erwachendes Unbehagen niedergekämpft. Neuen Mut schöpfte sie aus der aufrichtigen Teilnahme, welche sich in den Zügen des Wirtes spiegelte, und so antwortete sie harmlos: „Er wird doch kein Menschenfresser sein?"

„Das gerade nicht," versetzte Hamlock ergötzt, „obwohl solch liebem mutigen Kinde gegenüber ich selber zum Menschenfresser werden könnte; doch Scherz beiseite: Wenn ich Ihnen raten soll, so bleiben Sie von dem Eulenkneisel fort. Sie brauchen deshalb nicht zu sorgen; denn wir alle hier am Ort sind hocherfreut über jeden neuen rechtschaffenen Zuwachs. Gefällt es Ihnen, in meine Familie einzutreten, sollen Sie uns allen willkommen sein, und meine Freunde hier denken nicht anders —"

„Ich kann auf Ihr gütiges Anerbieten nicht eingehen," fiel Gertrud hastig ein, „wenigstens nicht, bevor ich mein Glück bei Ihrem Eulenkneisel versuchte. Wenn nur jemand so freundlich sein wollte, mit einigen guten Worten mich anzumelden, damit ich ihm nicht überraschend komme."

„Das wäre gerade der unrichtige Weg," meinte Hamlock nachdenklich, „auch möchte sich schwerlich jemand, außer in Geschäftssachen, zu ihm hineinwagen."

„Und dennoch muß ich zu ihm, selbst auf die Gefahr hin, fortgewiesen zu werden, und zwar heute noch, um von der marternden Ungewißheit befreit zu werden. Es genügt, wenn jemand so gefällig ist, mir nur den Weg zu zeigen; nachher helfe ich mir selber."

„Der Weg soll Ihnen gezeigt werden, meine liebe junge Lady," erklärte der Wirt bereitwillig, „Sie möchten sich sonst schwerlich zurecht finden, zumal bei dem Schneewetter, und eine ziemliche Strecke abwärts wohnt er ebenfalls. Doch das eilt nicht. Zuvörderst werden Sie sich durch Speise und Trank ordentlich stärken, oder Sie laufen Gefahr, wenn der Onkel Ihnen wirklich ein Obdach gewährt, hungrig zu Bette zu gehen."

In diesem Augenblick trug der Sohn des Wirtes, ein kräftig gewachsener, auffällig hübscher Bursche von zwanzig und einigen Jahren, Gertruds Koffer herein, zugleich fragend, wohin er denselben zu schaffen habe.

„Stelle ihn da neben die Thüre," nahm der Wirt schnell wieder das Wort; „du aber halte dich zur Hand, um die junge Lady hier zum Eulenkneisel zu begleiten."

„Zu dem?" fragte der junge Mann, sichtbar unangenehm überrascht, und die Blicke auf Gertrud gerichtet, betrachtete er ihr tief errötendes Antlitz mit unverhohlener Bewunderung.

„Gerade zu ihm, James," bestätigte sein Vater, „und es sollte mich nicht erstaunen, fändest du Gelegenheit, sie binnen kürzester Frist hierher zurückzubegleiten."

Die letzten Worte gingen dem jungen Manne verloren, in so hohem Grade fesselte ihn der Anblick der von ungewöhnlichem Liebreiz umflossenen jugendlichen Erscheinung. Erst die Entdeckung, daß seine starre Aufmerksamkeit Gertrud beunruhigte, gab ihm die Besinnung zurück. Wie eines Fehls sich bewußt, trat er vor sie hin, und freimütig ihre Hand ergreifend, hob er an: „Zunächst ein herzliches Willkommen unter dem Dache meines Vaters, und wenn ich je in meinem

BLB Karlsruhe

Leben einen Befehl von ihm gewissenhaft erfüllte, so wird es der eben erhaltene sein, und führte der Weg quer über die Prärien nach Kalifornien hinüber."

„Womit mir am wenigsten gedient wäre," fügte Gertrud freundlich hinzu, und unbefangen sah sie nunmehr in die ehrlichen braunen Augen des jungen Hünen, daß jetzt diesem das regsame Blut bis in die Schläfen hinaufstieg.

Ein etwa sechzehnjähriges Mädchen, als Schwester des jungen Mannes unverkennbar, erschien und meldete, daß das Mahl angerichtet sei. Die übrigen Gäste verabschiedeten sich, doch nicht ohne zuvor Gertrud unter kräftigem Händedruck das beste Glück gewünscht zu haben. Gleich darauf saß diese in dem Gastzimmer vor dem gedeckten Tisch, unter den teilnahmsvollen Blicken der Hausfrau und deren Töchter, den Speisen herzhaft zusprechend. Sie war einsilbiger geworden, beantwortete aber die Fragen der Wirtin fortgesetzt in so treuherziger Weise, daß auch diese ihr mütterlich dringend riet, noch selbigen Abend zurückzukehren, anstatt ihren frischen fröhlichen Mut durch die Unbilden des finstern Eulenkneisel brechen zu lassen. Solcher Art immer wieder ermutigt und in dem Bewußtsein, selbst im ungünstigsten Falle nicht freundelos dazustehen, rüstete sie sich endlich zum Aufbruch.

Als sie in dem Wartezimmer sich der Hausthüre zukehrte, trat James an ihre Seite. Flüchtig sah sie zu ihm auf. Sein ehrliches hübsches Gesicht mit dem noch jugendlich weichen braunen Vollbart strahlte förmlich in Begeisterung. Gertrud fühlte, wie ihr Antlitz tiefer erglühte, und kehrte sich ab; dann entwand sich wie mit Widerstreben ihren Lippen: „Ich beklage, daß Sie um meinetwillen zu dem Gange durch Schnee und Kälte gezwungen sind. Vielleicht genügt, wenn Sie mir die Richtung meines Weges genau beschreiben."

„Auf die Gefahr hin, daß Sie sich verirren?" erwiderte James, gutmütig lachend; „soll es mir doch eine rechte Freude sein, Sie bis dahin zu begleiten, wo ein Verfehlen Ihres Zieles nicht mehr möglich. Bis vor die Hausthüre darf ich freilich nicht an Ihrer Seite bleiben; denn sähe mich der alte Kneisel, möchte es Ihnen schaden. Er hegt nämlich nicht nur gegen mich, sondern gegen unser ganzes Haus unversöhnliche Feindschaft. Es befindet sich überhaupt keiner in unserem Örtchen, der sich je eines guten Wortes von ihm zu erfreuen gehabt hätte."

Sie waren auf die Straße hinausgetreten. Gertrud antwortete nicht. Die ihr entgegenschlagende Kälte schien ihr den Atem zu rauben. Im Grunde beschäftigte sie sich zu rege mit dem rätselhaften Onkel; und sie hatte ja genug über ihn gehört, um von unbestimmten Besorgnissen erfüllt zu sein. Mit verheimlichter Bangigkeit sah sie um sich. Dämmerung, wie der reichlicher fallende Schnee, verschleierten die Fernsicht. Als dunklere und lichtere Schatten, je nachdem die Lage es bedingte, zeichneten Häuser und Gehöfte sich aus. Leute waren nirgends zu erblicken. Winterliche Stille umlagerte die verschiedenen Heimstätten. Nur der Missouri, auf dessen hohem Ufer der Weg hinführte, schaffte etwas Leben, indem er die ihm aufgebürdeten Eislasten und entwurzelten Bäume stromabwärts trug. Dumpf knirschten die Schollen aneinander bei ihrem Trachten, sich gegenseitig auszudrängen oder sich von den sie haltenden und drehenden Wirbeln loszureißen. Ausdruckslos bellte in der Ferne ein Hund. Fröstelnd zog Gertrud das Deckentuch fester um sich. Da sie nicht sprach, scheute James, aus Achtung vor ihr, das Schweigen zu brechen. Erst als sie auf dem wie zu Stein erstarrten holperigen Wege ausglitt und strauchelte, trat er dichter neben sie hin.

„Wir im Westen hier haben eine eigene Art, frei und aufrichtig vom Herzen herunter zu reden," begann er zutraulich, „da darf es Sie nicht befremden, wenn ich Sie bitte, Ihren Arm auf den meinigen zu legen und sich von mir führen zu lassen. Sie sind mir deshalb nicht minder heilig, als wenn Sie zehn Schritte weit von mir gingen," fügte er hinzu, als Gertrud seiner Aufforderung nicht gleich Folge leistete. Dann aber bediente sie sich um so schneller seines Armes als Stütze, und dadurch erhöhte Sicherheit ihrer Bewegungen gewinnend, bemerkte sie nachdenklich: „Unerklärlich erscheint mir, daß jemand böse Gesinnungen gegen Ihren Vater und dessen Familie hegen sollte. Empfing ich doch den Eindruck, daß unter Ihrem Dache Glück und Zufriedenheit ihren dauernden Wohnsitz aufgeschlagen haben."

„Glück und Zufriedenheit," beteuerte James, plötzlich wieder begeistert, „allein das hindert nicht, daß Kneisel, sobald er einen von uns aus der Ferne sieht, ihm weit aus dem Wege geht. Und dabei ist die Ursache seiner Feindseligkeit eine so nichtige und obenein ungerechte, daß es ein vernünftiger Mensch nicht für möglich hält. Man muß es erlebt haben, um es zu glauben. Haben Sie nichts dagegen einzuwenden, so setze ich Sie von allem in Kenntnis, damit Sie wissen, woran Sie mit ihm sind. Ein Weilchen dauert es ja noch, bevor wir zur Stelle sind, und mit dem Reden vergeht die Zeit umso schneller."

„Zwölf, vierzehn Jahre mag es her sein, als Kneisel das Land hier herum, gegen sechzig Morgen, ankaufte und mit Hilfe mehrerer Farmer, die eine Strecke abwärts lebten, sein Haus errichtete. Schon damals soll er ein finsterer, einsamer Geselle gewesen sein, der den Verkehr mit andern mied, sogar in dem kleinen Handelsgeschäft, welches er begründete, sich mürrisch und wortkarg erwies. Seine ganze Hoffnung begründete sich darauf, daß auf seinem Grund und Boden eine Stadt aus der Erde wachsen würde, und dazu hatte er freilich eine geeignete Gelegenheit gewählt. Doch ohne guten Zuzug von außen ist noch nie eine Stadt entstanden, und der Kneisel war am wenigsten der Mann, Leute anzulocken. Unsere Kolonie möchte daher heute noch Wildnis sein, wäre der Vater, der nach Verkauf der alten Heimstätte drüben in Illinois eine neue suchte, mit seiner Familie und der ganzen beweglichen Habe nicht hier eingetroffen. Auch ihm gefiel die Gelegenheit, und so überredete er Kneisel, ihm die Hälfte seines Landes käuflich zu überlassen. Nach langem Feilschen — forderte der Kneisel doch ins Gelag hinein — wurden sie endlich handelseins, und zwar unter der Bedingung, daß Kneisel die anscheinend verheißendere Hälfte für sich herausschnitt. Eine Weile hielten sie erträgliche Nachbarschaft; als aber erst neue Ansiedler zuzogen, von uns ihr Stückchen Land kauften und sich neben uns anbauten, war's mit der Nachbarlichkeit vorbei. Kneisel hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, daß mein Vater unehrlich Spiel triebe, und doch war er es selber, der mit seinen Preisen und mehr noch mit seinem finstern, abgeschlossenen Wesen die Leute verscheuchte. So ging Jahr auf Jahr dahin, und in demselben Maße, in welchem unsere Umgebung sich, allerdings langsam genug, bevölkerte, wuchs auch Kneisels Feindschaft, bis er endlich dahin gelangte, daß er sogar für gutes Geld uns nichts mehr aus seinem Laden verabfolgte. Nur auf Umwegen vermögen wir noch dieses und jenes von ihm zu beziehen, und da wird es

Zeit, daß ein zweites Geschäft hier am Ort gegründet wird. Geht das seinige dadurch zu Grunde, so kann er sich nur selbst verantwortlich dafür machen; denn an uns liegt's am wenigsten, wenn er zur Zeit nicht als der angesehenste und wohlhabendste Bürger der Ansiedelung dasteht."

„So lebt der Ärmste gänzlich vereinsamt und gemieden?" fragte Gertrud nachdenklich.

„Gänzlich! Nur ein Hausierer spricht gelegentlich bei ihm vor, und was die beiden dann hinter verschlossenen Thüren treiben, mag Gott wissen. Nebenbei ist dieser Hausierer, Philp heißt er, eine Erscheinung, der man nicht über den Weg traut. Wie Kneisel, scheut auch er den Verkehr mit andern Leuten hier am Ort."

Gertrud seufzte tief auf. „Da werde ich wohl auf große Schwierigkeiten stoßen, will ich mir sein Vertrauen erwerben," meinte sie zögernd.

„Sicher auf sehr große. Das setzte auch der Vater voraus, denn er beauftragte mich, Ihnen mitzuteilen, daß man am leichtesten mit ihm auskomme, wenn man, anstatt sich vor ihm zu beugen, ihm trotzig begegne. Er weiß das aus alten Zeiten."

„Das würde mir nicht schwer werden. Habe ich mich doch zu oft in meinem Leben durch Widerwärtigkeiten hindurchkämpfen müssen; da wächst einem der Mut."

„Umso besser, Miß Gertrud. Wer, wie Sie, auf rechtschaffenen Wegen wandelt, hat am wenigsten Ursache, Unbilden schweigend über sich ergehen zu lassen. Und doch möchte man den alten Einsiedler bedauern, wenn man erwägt, wie er zwischen seinen vier Pfählen in seiner Verbitterung nur leben kann."

Gertrud antwortete nicht; aber das Haupt neigte sie sorgenvoll, ahnungslos, daß ihr Begleiter sie fortgesetzt mit einer Spannung überwachte, als hätte er aus ihren Bewegungen die sie beschäftigenden Gedanken herauslesen wollen.

Langsam einherschreitend, waren sie allmählich an den letzten Häusern vorbeigekommen, und eine kahle Fläche trennte sie noch von ihrem Ziel. Die Dämmerung hatte sich zur Dunkelheit verdichtet; der düstere Himmel schien der Erde näher gerückt zu sein, um seinen Schneevorrat bequemer absetzen zu können. Daher kam es auch, daß des Eulenkneisels Behausung nur noch ein halb hundert Ellen weit vor ihnen lag, bevor sie als ein unförmlicher Schatten aus der tiefgrauen Atmosphäre hervortauchte. Zugleich wurden sie eines Lichtes ansichtig, dessen Schein durch ein kleines Fenster ins Freie drang. Sie hatten es indessen kaum entdeckt, als es unter dem Geräusch verschwand, mit welchem eine Fensterlade zugeschlagen wurde. Das Klirren eines Schlüssels folgte, das Knirschen eines widerwillig gehorchenden Riegels, dann war alles wieder still. James war stehen geblieben.

„Jetzt hat er sich eingeschlossen," sprach er gedämpft, indem er Gertruds Arm frei gab, „da werden Sie Ihre Not haben, ihn zum Öffnen der Thüre zu bewegen."

„Ich will es wenigstens versuchen."

„Thun Sie das, Miß Gertrud. Ich warte unterdessen hier. Sollte er Ihnen den Zutritt verweigern, so begeben wir uns ohne Säumen auf den Heimweg. Läßt er Sie ein und Sie finden in der nächsten halben Stunde keine Ursache, sich zu entfernen, so gehe ich nach Hause, um Ihnen den Koffer zu schicken. Ich brächte ihn gern selber, allein Kneisel darf mein Gesicht nicht sehen, oder es verdirbt ihm vollends die Laune."

„Dann auf fröhliches Wiedersehen," versetzte Gertrud, dem jungen Mann die Hand reichend, „sagen Sie Ihren Eltern meinen innigsten Dank für die mir erwiesene Güte —"

„Kein Grund zum Danken," fiel James lebhaft ein, und er legte die linke Hand auf die in der andern ruhende des Mädchens, „nein, sicher kein Grund zum Danken, wenn jemand seine Pflicht erfüllt." Er seufzte tief auf, wie angesichts eines sich vor ihm auftürmenden Werkes von unermeßlicher Schwere, und kindlich zaghaft und doch eigentümlich treuherzig klang seine Stimme, indem er fortfuhr: „Nur wenige Worte lassen Sie mich zu Ihnen sprechen, bevor die Thüre da drüben sich feindselig zwischen uns schiebt; nur einige wenige Worte, — ich sagte ja schon, daß wir hier im Westen das Herz gern auf der Zunge tragen, doppelt gern, wenn ein gutes Gewissen uns einen Rückhalt gewährt. Daher kommt mir auch der Mut, zu Ihnen zu reden, wie zu einer längst Befreundeten. Als ich nämlich mit dem Koffer auf der Schulter in den Warteraum eintrat und Sie zwischen den Männern so freundlich dasitzen sah, da meinte ich, daß ein Engel vom Himmel heruntergestiegen sei, um mein elterliches Haus mit seinem besten Segen zu bedecken. Und so dauerte es einige Zeit, bevor ich glaubte, was mir doch klar und deutlich vor Augen stand, — nein, nein, Miß Gertrud, entziehen Sie mir Ihre Hand nicht. Gönnen Sie mir dieselbe, zum Beweise, daß Sie mir keinen unwürdigen Gedanken zutrauen. Und ich wiederhol's aus vollem Herzen: Heilig sind Sie mir, ob weite Räume uns trennen, der erbittertste Feind unseres Hauses mich bedräut oder ich hier Ihre liebe Hand halte. So heilig, daß ich Ihnen mit rechter Treue dienen, um Sie sein und Sie erfreuen möchte mein lebenlang. Arges liegt ja am wenigsten darin, wenn ein unbescholtener Mann um ein liebes Mädchen wirbt; und ob Sie mich zurückweisen oder mir einen Funken von Hoffnung gönnen: meine Ehrerbietung und meine aufrichtige Zuneigung können für die Folge durch nichts erschüttert werden."

„Nur wenige Worte lassen Sie mich zu Ihnen sprechen."

Hatte Gertrud, sobald sie des jungen Mannes Absicht durchschaute, im ersten Schrecken die Neigung verraten, seine Mitteilungen zu unterbrechen, so gewann

sie es doch nicht über sich, als seine Stimme einen immer innigern, beschwörenden Klang erhielt. Ruhig hörte sie ihn zu Ende. Sie fand dadurch zugleich Zeit, ihre Unruhe zu besiegen, ihre Gedanken zu sammeln und sich auf eine Antwort vorzubereiten. Denn nicht um die Welt hätte sie ihn um des ehrlichen Ausdrucks seiner Empfindungen willen verletzen mögen; doch auch irgend welche ernsten Hoffnungen anzuregen wagte sie nicht, Hoffnungen, die dazu bestimmt, vielleicht schon beim nächsten Wiedersehen in nichts zu zerrinnen. Ohne ihm die Hand zu entziehen, erwiderte sie daher freundlich: „Das sind gute Worte, die Sie an mich richten, Worte, von denen Sie nicht wissen können, ob ich sie in der That verdiene. Kaum eine Stunde ist es her, als Sie mich zum erstenmal sahen —"

„Und wären es Minuten," fiel James freimütig ein, „so könnte dadurch nichts geändert werden. Beim ersten Blick auf Ihr gütiges Angesicht gingen die Augen mir auf, und was mich durchzitterte, als ich Sie so lieblich und unschuldig vor mir sitzen sah, das gestaltete sich zur heiligen Überzeugung während des kurzen Verkehrs auf dem Wege hierher. Und müßte ich darüber sterben, so vermöchte ich Ihr Bild nicht mehr aus meinem Herzen zu reißen." Er säumte einige Atemzüge, und als Gertrud in ihrer Not vergeblich nach Worten suchte, sprach er eigentümlich sanft, sogar traurig weiter: „Doch Sie haben recht. Es wäre unbillig, Ihnen zuzumuten, einem Fremden gegenüber schon jetzt eine Entscheidung zu treffen. Nein, Miß Gertrud, das zu erwarten, wäre mehr als vermessen. Es ist ja der Güte genug, daß Sie mir geduldig Gehör schenkten. Sie geraten dadurch in die Lage, so oft sie mich, wenn auch nur aus der Ferne, sehen, dieser Minuten zu gedenken, sich zu vergegenwärtigen, daß ich Ihnen mit herzlicher Liebe und Treue ergeben bin, Sie mein ganzes irdisches Glück in Ihren Händen halten. Und nun noch ein Wort zu Ihrer Beruhigung: Wo auch immer wir einander begegnen — Ihr Anverwandter, sollte er Sie bei sich behalten, wird gewiß dafür sorgen, daß es nicht zu oft geschieht —, zu keiner Zeit und an keinem Ort haben Sie zu gewärtigen, daß ich auch nur mit einer Silbe an das jetzt Gesprochene erinnere. Kommt aber die Stunde, in welcher Sie glauben, Ihre Zukunft vertrauensvoll in meine Hände legen zu können — dann, ja dann genügt ja ein Blick aus Ihren lieben Augen —"

Die Stimme versagte ihm vor Bewegung. Gertruds Hand frei gebend, wollte er von ihr forttreten, als sie ihn mit den Worten zurückhielt: „Mehr kann ich von Ihnen nicht erbitten; wenn wir uns jetzt voneinander trennen, so geschieht es von meiner Seite mit den Empfindungen einer herzlichen Freundschaft, — das weitere steht in Gottes Hand. Ich bin zu gewissenhaft, um mehr zu versprechen, als ich glaube erfüllen zu können." Sie drückte dem jungen Mann flüchtig die Hand, und gleich darauf sah dieser sie vor sich in Schnee und Dunkelheit verschwinden. Langsam, das Haupt tief geneigt, bewegte sie sich auf die deutlicher hervortretende Hütte zu. Des unheimlichen Verwandten gedachte sie kaum noch; fortgesetzt klangen in ihren Ohren die eben vernommenen Worte. Zweifel der mannigfaltigsten Art bestürmten sie, und dennoch fühlte sie ihren Mut wachsen. Es stählte ihre Willenskraft das Bewußtsein, in allen Lagen auf den Schutz treuer Freunde rechnen zu dürfen. — —

Kneisels Wohnsitz, eine verhältnismäßig geräumige Blockhütte, gewährte sogar am Tage im lachenden Frühlingssonnenschein einen menschenfeindlichen Anblick. Mit dem einzigen kleinen Fenster und den verwitterten Holzmauern erhob sie sich inmitten der kahlen Umgebung wie eine Vogelscheuche auf eben erst angesäetem grauen Acker. Kein Baum spendete in der Nachbarschaft Schatten, kein Strauch, keine Schlingpflanze schmückte die schwer aufeinander lastenden, wurmstichigen Balken; nicht die kleinste Spur eines Gartenbeetes oder einer Umzäunung zeugte für die Ordnungsliebe und Betriebsamkeit des rätselhaften Bewohners. Sogar die Kisten und Tonnen, in welchen die Waren dorthin gelangten, hatten, zu Brennholz zerkleinert, ihre Stelle im Innern des mürrisch dareinschauenden Baues gefunden. Neben dem Kamin lag es hochaufgeschichtet, gewissermaßen der einzige Schmuck, welchen die nackten Wände aufzuweisen hatten. Diesen entsprechend, bestanden die Möbel aus roh gezimmerten Stühlen, einer Bank, einem großen Tisch ähnlicher Arbeit und einem unförmlichen Regal, welches als Kommode und Schrank zugleich diente. Ein Ladentisch teilte den Raum in zwei ungleiche Hälften. In der größern standen Gerüste der einfachsten Art, auf welchen die für die dortige Gegend berechneten Waren in buntem Gewirre übereinander getürmt lagen. Eine Leiter führte neben der Thüre durch ein viereckiges Loch nach dem Bodenraum hinauf, wo ebenfalls Waren aufbewahrt wurden. Dicht hinter dem Ladentisch war ein sargartiger Kasten mit der Wand fest vereinigt worden. Ein Wust von Decken und gegerbten Bisonhäuten kennzeichnete ihn als Bett. Inmitten dieser wüsten Häuslichkeit, in welcher das Auge nichts entdeckte, wodurch es auch nur vorübergehend hätte gefesselt werden können, saß Kneisel, in der That einer Eule ähnlich, vor dem unterhalb des Fensters stehenden Tisch. Ein weiter Schlafrock, aus zottiger Bisonhaut geschnitten, verhüllte die hagere knochige Gestalt und schützte sie gegen die in dem häßlichen Raum herrschende Kälte. Eine abgegriffene Mütze von Fuchspelz hatte er über den weißbehaarten Scheitel gestreift. Unterhalb derselben lugte ein pergamentartig zusammengeschrumpftes Gesicht mit dünnem ergrautem Vollbart und buschigen Brauen hervor, welches durch zwei graue, unstet, beinahe ängstlich blickende Augen belebt wurde. Vor ihm auf dem Tisch stand ein offener Kasten mit verschiedenen Fächern, davon jedes einzelne eine andere Münzsorte enthielt. Nur zwei waren mit gleichwertigen Goldstücken bis zum Rande gefüllt. Das letzte Tageslicht hatte er dazu benutzt, die mäßige Tageseinnahme zu berechnen und den Gewinn peinlich genau von dem zu neuen Ankäufen bestimmten Gelde zu trennen. Es war dies seine einzige Freude, sein einziger Genuß; derselbe gipfelte darin, daß er gelegentlich den langsam aber sicher wachsenden Geldschatz durchzählte. Nach Anzünden der Lampe und Schließen der Fensterlade hatte er wieder vor dem Tisch Platz genommen. Mißtrauisch, wie sogar zwischen seinen vier Wänden Verrat fürchtend, spähte er um sich; dann erst griff er in ein anscheinend leeres Fach, und als er die Hand zurückzog, hielt er ein zusammengefaltetes Stück Papier zwischen den Fingerspitzen. Zögernd und mit äußerster Vorsicht öffnete er dasselbe, und es behutsam vor sich hinlegend, betrachtete er mehrere getrocknete Blumen, die, um sie gegen gänzliches Zerbröckeln zu schützen, auf das Papier festgeklebt worden waren. Starrer und starrer blickten seine Augen. Bald glühte es wie unversöhnlicher Haß aus denselben, bald schienen wieder Thränen in ihnen zusammenlaufen zu wollen, bis endlich ein eigentümlicher Ausdruck von Weichheit sich um die schmalen Lippen ausprägte. „Marie," las er mehrfach flüsternd d n dem gebleichten Andenken beigeschriebenen Namen, und

jedesmal lief ein Schauder durch seine gebeugte Gestalt. Plötzlich pochte es laut an die Hausthüre.

Entsetzt sah Kneisel auf. Sein Gesicht erschien wie aus Eichenholz gemeißelt, derartig hatte es seine Farbe verändert. Als habe er an eine Sinnestäuschung geglaubt, starrte er regungslos auf die Thüre. Zum zweitenmal klopfte es. Dadurch neu belebt, faltete er das Papier mit zitternden Händen zusammen, worauf er es in den Kasten zurücklegte, diesen leise schloß, nach dem Bettgestell hinübertrug und zu Häupten unter die Decken schob.

Noch war er nicht an den Tisch zurückgekehrt, als das Pochen sich abermals erneuerte, jetzt aber in Begleitung der Worte: „Öffnen Sie, Herr Kneisel, ich bitte darum. Die Lichtstreifen neben der Fensterlade verraten, daß Sie zu Hause sind."

Auf Kneisels hartem Gesicht spiegelte sich erwachender Grimm. Ähnliche Empfindungen offenbarten sich in seiner Stimme, indem er hinausfragte, wer da sei.

„Jemand, der Sie dringend zu sprechen wünscht," rief Gertrud entschlossen zurück.

„Kommen Sie morgen wieder. Ich habe keine Lust, einer Närrin zu Liebe meine gewohnte Hausordnung zu stören!"

„Ich komme nicht um Geschäfte, sondern um eine ernste Angelegenheit."

„So scheren Sie sich mit Ihrer ernsten Angelegenheit zum Teufel."

„Gehe ich, so geschieht es auf Ihre Gefahr," antwortete Gertrud herrisch, indem sie sich der ihr erteilten Ratschläge entsann. „Lassen Sie mich nicht ein, so werden Sie es bereuen."

„So müßte ich zum erstenmal in meinem Leben etwas bereuen," erklärte Kneisel höhnisch, „Sie sind überhaupt ein Frauenzimmer, das gehört nicht hierher zu dieser Stunde."

„Gut, so setze ich mich auf Ihre Schwelle," erwiderte Gertrud trotzig; „finden die Leute mich morgen steif gefroren, so macht man keinen andern als Sie verantwortlich für meinen Tod."

„Erfrieren Sie in des Henkers Namen. Ich war es nicht, der Sie rief."

„Hier sitze ich," hieß es drohend von außen; „aber das schwöre ich Ihnen zu: wenn Sie morgen in mein starres Gesicht sehen, werden Ihnen die Haare zu Berge steigen."

Kurze Zeit verstrich in Schweigen. Dann hörte Gertrud, wie ein Riegel zurückgeschoben wurde und die Schloßklinke sich aus ihrer Haft hob. Zögernd wich die Thüre nach innen, und bevor Kneisel Gertruds Gestalt recht unterschied, war sie an ihm vorbeigeschlüpft.

„So," sprach sie triumphierend, „hier bin ich, und denjenigen möchte ich sehen, der mich jetzt noch von dannen bringt." Flüchtig, aber mit sicherem Blick betrachtete sie den vor Zorn und Erstaunen sprachlosen unheimlichen Alten. Scharfsinnig herausfühlend, was dazu gehörte, ihn zu beherrschen, warf sie das beschneite Deckentuch auf den nächsten Stuhl, ebenso den kleinen Hut, worauf sie sich Kneisel wieder zukehrte, der wie versteinert dastand und die offene Thüre noch immer in der Hand hielt.

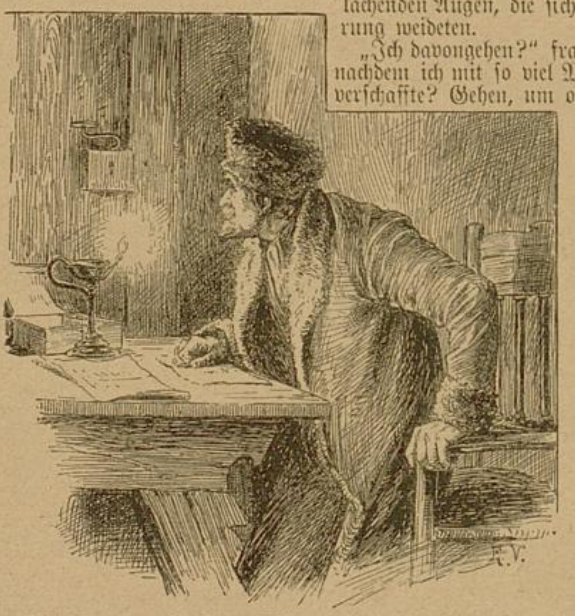
„Um Gottes willen, schließen Sie. Es ist ohnehin kalt genug hier drinnen," rief sie ihm anscheinend entrüstet zu, und gewahrend, daß er ihren Befehl wie im Halbschlaf ausführte, dadurch aber aufs neue ermutigt, fuhr sie lebhaft fort: „Dies ist ja ein schrecklicher Aufenthaltsort! Wie ist es nur möglich, daß hier ein Mensch leben kann?"

Kneisels Wut bäumte sich auf. „Gefällt er Ihnen nicht," zischte er förmlich, „so kann ich Ihnen nur raten, sich noch schneller davonzumachen, als Sie hereingekommen sind." Er wollte offenbar härtere Worte hinzufügen, gewann es aber nicht über sich angesichts der lachenden Augen, die sich an seiner heillosen Verwirrung weideten.

„Ich davongehen?" fragte Gertrud spöttisch, „jetzt, nachdem ich mit so viel Mühe mir Zutritt zu Ihnen verschaffte? Gehen, um obdachlos umherzuirren und im Schnee zu ersticken? Das kann Ihr Ernst nicht sein. Ich bleibe und damit fertig."

„Aber um alles Guten willen, wer sind Sie denn?"

„Das erfahren Sie immer noch früh genug. Zunächst fühle ich mich hier zu Hause, und darauf hin werde ich vor allen Dingen für eine erträgliche Temperatur sorgen." Mit den letzten Worten schritt sie nach dem Kamin hinüber. Geräuschvoll schürte sie die halberstickte Glut, worauf sie das ihr erreichbare Holz oberhalb derselben auftürmte. Nur verstohlen sandte sie Kneisel zuweilen einen Blick zu, um zu berechnen, wie weit sie ohne Gefahr mit ihrem zwanglosen Auftreten gehen könne. Dieser stand unterdessen, wie seinen Sinnen nicht trauend. Neugierde, Verwunderung und Argwohn webten auf seinen Zügen. Erst als die Flammen polternd in den Schlot hineinschlugen, ermannte er sich zu der ingrimmigen Bemerkung, daß sie den für eine ganze Woche bestimmten Vorrat geopfert habe.



Als habe er an eine Sinnestäuschung geglaubt, starrte er regungslos auf die Thüre.

„Einerlei," erklärte Gertrud unbeirrt, „da steht noch ein ganzer Turm, und woher Sie den nahmen, wird mehr zu haben sein. Wir wollen ein menschenwürdiges Dasein führen, nicht leben wie das wilde Getier. — Haben Sie schon zu Nacht gespeist? Nein, ich sehe es Ihnen an."

„Ich esse nur sehr wenig," begann Kneisel abermals erschrocken, als Gertrud gleichmütig fortfuhr: „und diese verrosteten Blechtiegel benutzen Sie zum Kochen? Das ist ja fürchterlich!" Sie sah um sich. Ihre Blicke fielen auf ein Bündel zum Verkauf bestimmter Blechgefäße, und hinübereilend, trennte sie einen Theekessel nebst Pfanne von demselben.

„Um Gottes willen!“ ächzte Kneisel mit einer Bewegung, als hätte er sich das Haar zerraufen wollen, „sie sind ganz neu — kein Mensch giebt etwas dafür, nachdem sie in Gebrauch gewesen —“

„Ist auch nicht nötig,“ unterbrach Gertrud ihn kaltblütig, und in der nächsten Minute hatte sie die beiden Gefäße aus dem zur Hand stehenden Eimer mit Wasser gefüllt und in die Glut geschoben. Ein Geräusch hinter ihr veranlaßte sie, sich umzuschauen. Kneisel war auf einen Stuhl gesunken, er schien die letzte Willenskraft verloren zu haben. Denn wonach sie fragen mochte, ob nach Thee, Schinken, Biskuits und andern Dingen, wie solche hinter dem Ladentisch feil gehalten wurden, zu allem wies er ihr durch matte Gebärden den Weg. Nur seine Augen regten sich, indem er ängstlichen Blickes ihre Bewegungen verfolgte oder ihr Antlitz überwachte, als hätte er, in der Vergangenheit suchend, vor einem Rätsel gestanden, dessen Lösung er fürchtete. Wenig länger als eine halbe Stunde dauerte es nur, da stand auf dem Tisch ein Mahl, wie Kneisel es seit Jahren nicht gesehen haben mochte. Gertrud war in die Rolle der Wirtin eingetreten. Freundlich bediente sie den alten Mann, der mit der Haltung eines Märtyrers alles über sich ergehen ließ. Ob er die an ihn gerichteten Worte und heitern Bemerkungen verstand, wäre aus seinen erschlafften Zügen und den ausdruckslosen Bewegungen des nickenden oder sich wiegenden Hauptes schwer zu entziffern gewesen. Erst nachdem das Mahl beendigt und der Tisch abgeräumt worden war, verstieg er sich wieder zu der grämlichen Bemerkung, daß es nunmehr für Gertrud an der Zeit sei, sich dahin zu begeben, woher sie gekommen sei.

„Das wäre zu weit,“ antwortete Gertrud mit ihrem süßesten Lachen, „aber immerhin, ich will Sie von meiner bescheidenen Gesellschaft befreien, nachdem ich Ihnen sagte, wer ich bin; und wenn Sie dann noch auf meiner Entfernung bestehen —“

Herrisches Klopfen an der Thüre schnitt ab, was sie hinzufügen wollte. Kneisel griff mit beiden Händen nach den Schläfen. Verzweiflung spiegelte sich in seinen Zügen bei dem Gedanken an neuen ähnlichen Besuch.

„Es wird mein Koffer sein, der in dem Postgebäude liegen blieb,“ erklärte Gertrud, indem sie sich erhob, „ich erwartete ihn längst. Man scheint vorausgesetzt zu haben, daß ich zurückkehren würde.“ Sie öffnete. Der Koffer wurde von einem Fremden hereingeschoben. Nachdem dieser sich schweigend entfernt und Gertrud die Thüre verschlossen und verriegelt hatte, kehrte sie sich Kneisel wieder zu. Derselbe war aufgesprungen und stand mitten in dem Zimmer. Auf seinem spitzen runzligen Gesicht webte es unheimlich; seine Augen sprühten in einer Weise, daß Gertrud von Grauen ergriffen wurde und ihre Stimme nicht zu erheben wagte.

„In dem Postgebäude?“ ächzte er in aufsteigender Wut.

„Natürlich,“ bestätigte Gertrud, mit Mühe einen sorglosen Ton erzwingend, „ich kam ja mit der Post, da konnte ich meine Habseligkeiten unmöglich auf offener Straße im Schnee liegen lassen.“

„Die Post muß schon nachmittags eingetroffen sein!“ eiferte Kneisel weiter, „wo verbrachten Sie die Zeit, bevor Sie hierherkamen?“

„Selbstverständlich im Hause des Postmeisters. Ich war halb erstarrt vor Kälte. Ich mußte mich ein wenig aufwärmen, bevor ich Sie aufsuchte.“

„Und wurden verpflegt und mit Schmeichelworten überschüttet?“

„Die guten Leute hatten Mitleid mit mir und erwiesen mir die größten Freundlichkeiten.“

„Alles Lug und Trug, alles Heuchelei!“ schrie Kneisel aufgebracht, „Sie sind eine ansehnliche Person, da wollte man Sie anlocken, wie jeden andern, der hier zuzieht! Betrogen und bestohlen hat man mich von jeher! Vertreiben wollen mich die Schurken mit ihren Ränken, auf daß ihnen mein Land wie eine reife Frucht um nichts in den Schoß falle“ — die Stimme versagte ihm. Um sich zu beruhigen, begann er eilfertig auf- und abzuwandeln. Gertrud, die ihn bange überwachte, schien er vergessen zu haben. Plötzlich blieb er vor der Thüre stehen, und beide Fäuste drohend gegen dieselbe ausgestreckt, keuchte er in seiner Wut: „Auch eure Stunde wird schlagen, eine Stunde der Rache, und müßte ich mein Land an arme Teufel, an Raub- und Mordgesindel verschenken und jedem Halunken, der euer Nachbar werden soll, noch ein Haus mit in den Kauf“ — erschrocken brach er ab. Sein nächster Blick galt Gertrud, die bestürzt zu ihm aufsah. „Der Mensch redet im Zorn oft Wunderdinge,“ suchte er den Eindruck seiner letzten Worte zu verwischen. Den offenen Blicken Gertruds ausweichend, stierte er auf den von der Beleuchtung des Kaminfeuers gestreiften Koffer nieder. „Gertrud Krane,“ stand auf demselben mit großen Buchstaben geschrieben. Kaum aber hatte er diesen Namen gelesen, als seine Haltung vollständig erschlaffte. Schwerfällig schlich er nach dem Tisch hinüber, wo er erschöpft auf den nächsten Stuhl sank. Das Haupt geneigt, starrte er vor sich nieder. Gertrud glaubte zu entdecken, daß der harte Ausdruck seines Gesichtes vor dem Gepräge schmerzlicher Erregung zurücktrat, wagte indessen nicht, seinen Gedankengang zu unterbrechen.

„Also Gertrud Krane,“ lispelte er endlich, wie die Worte nunmehr von dem staubigen Estrich ablesend, „hieß deine Mutter etwa Marie?“

„Marie,“ bestätigte Gertrud, und sie atmete erleichtert auf.

„Ich hätte es erraten müssen,“ fuhr Kneisel mit bebenden Lippen fort, „deine Augen und dein Lachen wehten mich befreundet an — sie war schön, sehr schön“ — zögernd sah er in das blühende Antlitz, dann fragte er mißtrauisch: „Sie schickte dich ab, um — um mich zu beerben —“

„Nein,“ beteuerte Gertrud leidenschaftlich, „sie konnte es nicht, weil sie seit Jahren in ihrem Grabe schläft. Durch sie erfuhr ich nicht einmal, daß überhaupt noch ein Verwandter, wenn auch ein weitläufiger, von uns lebte.“

„Es ist wahr, sie starb vor langen Jahren,“ seufzte Kneisel, die Blicke wieder senkend, „tot — tot — alles dahin — sie war sehr schön. Tot — welch häßliches Wort — wer verriet dir denn meinen Aufenthaltsort? Wer schickte dich?“

„Niemand. Nachdem ich gänzlich verwaist war, verlebte ich die letzten Jahre bei einer Tante, ihrer eigenen Schwester. Als ich nach deren Tode den auf mich entfallenen Nachlaß ordnete, fand ich einen alten Brief von Ihnen, in welchem Sie in warmen Ausdrücken nach dem Ergehen meiner Mutter forschten und zugleich mitteilten, daß Sie sich hier angesiedelt hätten. Das erschien mir wie ein Fingerzeig vom Himmel, und ohne Säumen begab ich mich auf den Weg zu Ihnen.“

„Und was beabsichtigst du hier?“ fragte Kneisel, abermals die Augen Gertruds heimlich suchend.

„Nicht mehr und nicht weniger, als unter Ihrem Schutz mich nützlich zu machen und mir mein Brot zu erwerben.“

„Es läßt sich nicht leugnen, dein Blick ist der deiner Mutter; das wunderbare Lächeln hast du ebenfalls von

BLB Karlsruhe

ihr," bemerkte Kneisel zerstreut. Sein Gesicht verfinsterte sich. Häßlich lachte er vor sich hin; dann floß herbe, sogar feindselig von den schmalen Lippen: „Es würde den Leuten in der Posthalterei gefallen, bewegtest du dich dienstwillig um sie her, anstatt hier bei deinem Verwandten zu wohnen. Sie sind sonst nicht so menschenfreundlich; wenn sie dir aber rieten, zu ihnen zurückzukehren, so geschah es, um mich zu verhöhnen. Es sollte mich kaum wundern, hätten sie dir gesagt, du müßtest hier verhungern. Ich will ihnen indessen beweisen — doch das ist Nebensache. Du wirst fortan bei mir bleiben, und willst du deine Umgebung nach eigenem Geschmack einrichten, so hindert dich nichts, von meinen Vorräten zu nehmen, was dir beliebt. Dafür hast du weiter nichts zu thun, als ein wenig mit in das Geschäft einzugreifen. Die Menschen sollen dich sehen, kennen lernen und von dir reden. Denn du bist ganz dazu geschaffen, so viele Ansiedler herbeizulocken und zum Anbauen in unserer Nachbarschaft zu bewegen, daß die auf dem andern Ende unseres Ortes vor Wut und Neid bersten. Im übrigen verlange ich, daß du von der hinterlistigen Gesellschaft in dem Posthause dich nicht verführen läßt. Vergiß nie: von dem Augenblick an, in welchem sie dich als zu mir gehörig betrachten, sind sie dir nicht minder feindlich gesinnt, als mir selber," und ein böses Lächeln glitt über seine scharfen Züge, „du hast also die triftigsten Gründe, ihnen weit aus dem Wege zu gehen. Begegnest du ihnen dennoch zufällig und sie reden dich an, so gieb ihnen keine Antwort; am ratsamsten ist, du läßt ihren Gruß unerwidert. Verschreien sie dich hinterher als hoffärtig, kann's uns nur recht und lieb sein. Die hoffärtigen Mädchen sind nicht immer die schlechtesten, und sollte über kurz oder lang unter den zuziehenden Ansiedlern sich ein rechtschaffener junger Mann finden, der um dich freit, und er gefällt dir, so magst du dich ihm zu eigen geben, und wäre er arm wie eine Kirchenmaus. Für Haus und Hof sorge ich selber, und ein Heimwesen will ich euch gründen, daß die Hamlocks bei dessen Anblick den Verstand verlieren möchten. Ebenso hartherzig und grausam wirst du mich aber finden, wenn du hinter meinem Rücken mit jener verräterischen Sorte verkehrst. Nicht eine Stunde behielte ich dich unter meinem Dach, entdeckte ich eines Tages, daß du mich hintergingst."

„Gertrud, die auf der andern Seite des Tisches ihrem Onkel gegenübersaß, lauschte dessen Mitteilungen mit gemischten Empfindungen. Auf einen herzlichen Empfang hatte sie wahrlich nicht gerechnet; allein das Bewußtsein, nur aus Gehässigkeit gegen andere, und zwar Menschen, die ihr liebevoll entgegengetreten waren, Aufnahme bei dem im Laufe der Jahre tiefer Abgeschiedenheit verbitterten und verfinsterten Verwandten zu finden, war mehr, als sie glaubte ertragen zu können. Und doch mußte sie bleiben, wenigstens vorläufig, um nicht ihr fernstehenden Menschen zur Last zu fallen, wie sie wähnte. Vor ihrem Geist erstand der junge Hamlock mit dem ehrlichen Blick, dem treuherzigen Wesen, und das Blut der Scham stieg ihr ins Antlitz. Wie konnte er es nur deuten, wenn sie angesichts der ersten Schwierigkeiten zu seinen Eltern flüchtete? Wer aber konnte wissen, ob es ihr nicht gelang, allmählich dennoch ein nachbarliches Verhältnis zwischen ihrem Onkel und denjenigen anzubahnen, die sie mit Recht für ihre Freunde hielt. Erfüllt von solcher Hoffnung, vermied sie vorsichtig, an das zur Zeit bestehende mißliche Verhältnis zu rühren. Schnell entschlossen, reichte sie Kneisel über den Tisch hin die Hand, indem sie erklärte: „Ich heirate nie, werde aber das äußerste aufbieten, mir Ihre Zufriedenheit zu erwerben."

Kneisel neigte billigend das Haupt und bemerkte eintönig: „So wirst du selbst noch einmal den größten Vorteil davon haben. Mit dem Heiraten eilt es übrigens noch nicht."

Das war die erste Begegnung zweier Verwandter, zwischen welchen sich, für Gertrud freilich ahnungslos, Beziehungen webten, die einst stark genug gewesen, einen seiner freundlichsten Hoffnungen Beraubten planlos in die Welt hinauszutreiben, jetzt aber sich als zu schwach erwiesen, herben Erfahrungen entkeimte gehässige Leidenschaften in ihren Schranken zu halten. Gleich darauf wand Gertrud sich mutig unter den eben empfangenen peinlichen Eindrücken hervor. Rührig und sittig begab sie sich ans Werk, aus dem vorhandenen Deckenvorrat ein Lager für sich herzustellen und den Inhalt ihres Koffers auf dem alten Regal zu ordnen.

* * *

Fünf oder sechs Wochen waren verstrichen, seitdem Gertrud bei ihrem alten Verwandten einzog, und noch immer sprach man in der Ansiedelung von diesem Ereignis als von etwas Unerhörtem. Fünf oder sechs Wochen, während welcher Gertrud sich mit dem Verkauf der Waren vertraut gemacht hatte und unter der Aufsicht des mißtrauischen Alten die Käufer zuvorkommend bediente, die zu seiner heimlichen Befriedigung jetzt weit häufiger und oft genug um die unscheinbarsten Kleinigkeiten eintrafen. Er begriff, daß seine anmutige Hausgenossin ein Gegenstand der allgemeinen Neugierde geworden war, und damit ging Hand in Hand der Argwohn, daß man auf nichts Geringeres ausgehe, als sie ihm zu entfremden und sie endlich ganz von ihm fortzulocken. Und so geschah abermals etwas Unglaubliches, wovon sich indessen jeder, den irgend ein kleines Gewerbe dorthin führte, leicht überzeugen konnte. Die düstern Räumlichkeiten hatten nämlich unter Gertruds ordnender Hand und der Beihilfe des verrufenen Eulenkneisel plötzlich ein anderes Aussehen erhalten, so daß sogar ein verwöhnterer Ansiedler sich daselbst hätte heimisch fühlen mögen. Vor allen Dingen herrschte überall peinliche Sauberkeit. Das Fenster war mit kattunenen Vorhängen versehen worden; an den Wänden hingen in Ermangelung von Bildern mehrere in Goldleisten prangende kleinere Spiegel, die allzu schadhaften Stellen hatte Kneisel eigenhändig mit Bilderbogen überklebt, den Tisch bedeckte ein sorgfältig gesäumtes weißes Kalikotuch; an der Rückwand vor dem Ladentisch war mittelst verschwenderisch übereinander geschichteter wollener Decken und Büffelhäute ein einladendes Ruhebett hergestellt worden, und wenn früher die dort notgedrungen verkehrenden Menschen vor Frost mit den Zähnen klapperten, so fanden sie jetzt zu jeder Tageszeit üppig genährtes Kaminfeuer, welches eine behagliche Wärme in dem ganzen Raume verbreitete. Außerdem zeugten die neben dem Kamin aufgestellten neuen Küchengeräte, wie der zeitweise das Gemach erfüllende Duft mit kundiger Hand hergerichteter nahrhafter Speisen, daß neben der Aufmerksamkeit, welche man nunmehr der Umgebung zuwendete, auch das körperliche Wohl der beiden einsamen Hausgenossen nicht vernachlässigt wurde. Verheimlicht blieb dagegen den Leuten, daß Kneisel unter der Herrschaft seiner scharfsinnigen Nichte allmählich gesprächiger wurde, in stillen Abendstunden sogar Zukunftspläne vor ihr entwarf, die sich zwar nach wie vor auf gehässige Ursachen begründeten und daher für Gertrud wenig anmutend klangen, ihr aber trotzdem zugute kamen. Und so

sprach man von ihr allgemein wie von einem armen Opfer, welches unter der heillosen Tyrannei des herzlosen Eulenkneisel seufzte, und daß es ihr wohl zu gönnen sei, in andere Hände zu kommen, bevor ihr frischer Lebensmut gänzlich erstorben sei. In solchen Anschauungen wurde man dadurch bestärkt, daß Gertrud das Haus nie anders, als in Begleitung ihres nunmehr seltsam verbissen heiter dareinschauenden Verwandten verließ. Er führte sie dann gewöhnlich auf Wegen, wo er sicher war, Menschen zu begegnen. Man sollte eben seine liebliche Nichte sehen, sich an ihrem Anblick weiden und die Kunde von ihrer Anmut und Sittigkeit immer weiter verbreiten, woran sich für ihn die selbstsüchtige Hoffnung schloß, daß der im Frühling zu erwartende Zuzug neuer Ansiedler schon allein um des holden Kindes willen an Hamlocks Besitztum vorübergehe, um sich in seiner nächsten Nachbarschaft anzubauen. Auch an der Posthalterei geleitete er sie gern vorbei, und boshafte Schadenfreude offenbarte er augenfällig in dem Wahne, daß die Mitglieder der verhaßten Familie aus allen Winkeln zähneknirschend nach ihm auslugten und ihn um die liebliche Hausgenossin, die zu deren größtem Schaden in dem Ort erschienen war, mit allen Fasern des Herzens beneideten. Gertrud dagegen sah alles, begriff alles, und wie ein Alp senkte es sich auf ihr treues Gemüt. Sie sah auch den jungen Hamlock zuweilen aus der Ferne, und es entging ihr nicht, daß derselbe ihnen mit Bedacht auswich. War indessen eine Begegnung unvermeidlich und er grüßte ehrerbietig, so dankte sie mit kaum merklichem Neigen des Hauptes. Hindern konnte sie freilich nicht, daß dabei die Farbe ihrer blühenden Wangen bis unter das blonde Haar hinauf schlich. Das Bewußtsein aber, diese Wandlung nicht verheimlichen zu können, machte ihr armes junges Herz pochen, als hätte es sich einen Weg ins Freie hinausbahnen wollen. Und wenn er längst vorbei war, meinte sie noch immer die Worte zu hören, welche er an jenem ersten Abend zu ihr sprach. Jungfräuliche Scham ergriff sie bei dem Gedanken, daß ein Geheimnis zwischen ihnen schwebte, welches kein anderer ahnte; sie zürnte ihm wegen der durch ihn heraufbeschworenen Unruhe. Sie fürchtete ihn sogar. Trotzdem durchzitterte sie beim jedesmaligen Ausgange die Frage, ob er wohl wiederum ihren Weg kreuzen würde. Und wie es ihr dann wieder durch die Seele schnitt, wenn des stolz neben ihr einherschreitenden alten Kneisel scharfes Gesicht in bitterem Hohne schwamm, so oft er dem jungen Mann für seinen Gruß den Dank schuldig blieb; und wie seine Stimme boshaft klang, indem er ihn, zu Gertrud gewendet, als mit zu denjenigen gehörend bezeichnete, denen sie auf Grund ihrer Beziehungen zu ihm selber ein Dorn im Auge geworden. —

Fünf oder sechs Wochen waren verstrichen und der Missouri war wieder eisfrei, als Gertrud in noch ernsterer Weise daran erinnert wurde, daß Kneisel, trotz seiner gleichsam fieberhaften Fürsorge, sie doch nur als ein seinen eigennützigen Plänen dienendes willenloses Werkzeug betrachtete. Ein Brief war eingetroffen, welcher ihn, wie sie beobachtete, in lebhafte Unruhe versetzte. Sie fühlte förmlich den mißtrauischen Blick, welchen er während des Lesens über das nur wenige Zeilen enthaltende Schreiben hinweg ihr verstohlen zusandte. Noch mehr befremdete sie, daß er zum Schluß das Papier zusammenknitterte und in die Kaminglut warf. Die darauffolgende erkünstelte heitere Sorglosigkeit, welche er zur Schau trug, bestärkte sie nur in dem Verdacht, daß er irgend etwas vor ihr zu verheimlichen wünschte. Leichter gelang es ihr selber, den Onkel über die durch sein plötzlich verändertes Wesen erzeugten Eindrücke zu täuschen, so daß er bis zum Abend den Brief vergessen zu haben schien. Folgenden Morgens begann indessen seine Unruhe von neuem. Dieselbe steigerte sich von Stunde zu Stunde, bis sie endlich in eine eigentümliche Rastlosigkeit ausartete. Mit wachsender Besorgnis gewahrte Gertrud, daß seine Bewegungen mehr und mehr den Charakter des Unbewußten erhielten und er immer wieder, so oft er glaubte, es unbemerkt ausführen zu können, ihr Blicke zuwarf, die von ebensoviel Scheu wie Mißtrauen und versteckter Habgier zeugten. Der Nachmittag verstrich und die ersten Dämmerungsschatten meldeten sich bereits an, als er, ohne jegliche vorhergegangene Anregung dazu, plötzlich erklärte, daß es doch wohl angemessen für Gertrud sei, wenn sie auch mit andern Menschen verkehre. Und so riet er ihr, noch denselbigen Abend bei irgend welchen Leuten zu verbringen, die ihr gerade gefallen hätten. Auf ihre Einwände nannte er sogar Hamlock, hinzufügend, daß man sie dort sicher willkommen heißen würde. Von unbestimmten bösen Ahnungen beschlichen und um ihn durch fernern Widerspruch nicht zu reizen, entschloß sie sich schnell, und gleich darauf sah Kneisel ihr von der Hausthüre aus nach, wie sie auf dem Uferwege sich in der vorgeschriebenen Richtung entfernte. Doch nur bis dahin ging sie, wo sie sicher war, sich außerhalb seines Gesichtskreises zu befinden, und nach kurzem Säumen begab sie sich langsam auf den Rückweg. Auf der Stelle, wo sie einst von dem jungen Hamlock sich trennte, blieb sie zweifelnd stehen. Es war beinahe vollständig dunkel geworden. Der Lichtstreifen neben der geschlossenen Fensterlade verriet, daß Kneisel gewohnterweise die Lampe angezündet hatte. Noch schwankte sie, ob sie näher an das Haus heranschleichen sollte, als sie das Geräusch unterschied, mit welchem dem Hause gegenüber und gerade da, wo ein gangbarer Pfad von dem Strome nach dem Ufer hinaufführte, ein Ruder zur Seite gelegt wurde. Obwohl erschrocken, besaß sie doch die Überlegung, den Weg zu verlassen und eine kurze Strecke abwärts hinter einem von verdorrtem Gerank durchzogenen Weidenbusch niederzukauern. Die Blicke auf den Uferrand gerichtet, lauschte sie mit tödlicher Spannung. Minuten verstrichen, und sie neigte bereits zu dem Glauben hin, einer Sinnestäuschung

Die Blicke auf den Uferrand gerichtet, lauschte sie mit tödlicher Spannung.

unterworfen gewesen zu sein, als sie endlich eine unbestimmte Bewegung entdeckte, gleich darauf die schattenähnliche Gestalt eines Mannes aus der Tiefe emportauchte und auf das Haus zuschlich. Dort schien sie zu versinken; dann aber drang das vorsichtige Pochen zu ihr herüber, mit welchem jemand Einlaß begehrte. Fast gleichzeitig wurde die Thüre geöffnet, und vor dem erhellten Hintergrunde erkannte sie nicht nur den alten Kneisel, sondern auch einen Mann, welcher mit einer Bürde auf dem Rücken zu ihm hineinschlüpfte. Die Thüre fiel zu, der Riegel wurde vorgeschoben, und neue Angst bemächtigte sich Gertruds, indem sie sich entsann, von einem übelberufenen Hausierer gehört zu haben, mit welchem Kneisel in geheimnisvollem Verkehr stehen sollte. Von Schreckbildern gefoltert, schlich sie nach dem Hause hinüber, und in der Hoffnung, wenigstens die Art der zwischen den beiden Männern waltenden Beziehungen kennen zu lernen, stellte sie sich neben dem Fenster auf. Aus der Deutlichkeit, mit welcher die Worte, wenn auch gedämpft, zu ihr herausdrangen, ergab sich, daß die beiden Genossen vor dem Tisch Platz genommen hatten.

„Ich wählte das Bot," hieß es da leichtfertig in dem Augenblick, in welchem Gertrud ihr Ohr der Fensterlade näherte, „einesteils um die Beförderung meiner Bürde zu erleichtern, dann aber auch, um spurlos von hier verschwinden zu können. Ich gedachte dabei Ihrer lächerlichen Vorliebe für Heimlichkeit."

„Gut, ganz gut," versetzte Kneisel eifrig, „doch zunächst: haben Sie das Silber in Gold umgesetzt?"

„Sicher!" lautete die Antwort; „drei Zwanzigdollarstücke löste ich ein, wie sie nie vollgewichtiger aus der Münze hervorgingen."

„Gott sei Dank! Und die Zinsen von Morgan — vierzig Dollars müssen es sein."

„Auch die trage ich bei mir. Morgan ist ein pünktlicher Zahler — Sie müssen übrigens schon einen ansehnlichen Haufen Gold im Hause haben —"

„Nichts, nichts," fiel Kneisel ein, „hier wäre es mir nicht sicher genug —"

„Gehen Sie doch," unterbrach die fremde Stimme ihn mit einem Lachen, welches Gertrud unheimlich anwehte, „Sie sind nicht der Mann dazu, Ihren Reichtum andern Händen anzuvertrauen; was ich Ihnen in den letzten Jahren zutrug, muß allein schon an die zweitausend Dollars betragen."

„Wofür Sie bezahlt wurden, oder Sie hätten die Hände davongelassen," ächzte Kneisel förmlich. Mehr hörte Gertrud nicht. Namenlose Angst hatte sich ihrer bemächtigt. Bilder tauchten in ihrer regsamen Phantasie auf, die sie mit Entsetzen erfüllten. Im Bewußtsein ihrer Ohnmacht sehnte sie sich nach Hilfe, nach Beistand, und durchdrungen von solchen Empfindungen, schlich sie von dem Hause fort. Dann aber eilte sie der Ansiedelung zu, so schnell ihre Füße sie zu tragen vermochten. In wenigen Minuten gelangte sie über die kahle Fläche; in noch kürzerer Zeit an den Gehöften und Häusern vorbei, bis Hamlocks Heimstätte endlich vor ihr lag. Anstatt durch die Hausthüre einzutreten, klopfte sie ans Fenster, diese Bewegung mit einem dringlichen Ruf begleitend. Gleich darauf befand James sich an ihrer Seite, und ohne den nachdrängenden erschrockenen Hausgenossen ein Wort der Auskunft zu erteilen, zog sie ihn mit sich fort. „Es geht Unheimliches zu Hause vor," raunte sie ihm beinahe atemlos zu; „der Onkel und ein anderer — ich glaube der Hausierer — haben sich eingeschlossen — sie reden von Geld — meine Angst mag ungerechtfertigt sein, allein ich konnte nicht anders — ich mußte jemand in der Nähe wissen, sollte ich nicht vor Entsetzen vergehen."

„Gott segne Sie für Ihr Vertrauen," antwortete James aus übervollem Herzen. Das waren die einzigen Worte, die zwischen ihnen gewechselt wurden, und ihre Schritte beschleunigend, gelangten sie binnen kürzester Frist nach dem abgelegenen Hause, wo sie sich ungesäumt vor dem Fenster aufstellten und unter äußerster Anspannung ihrer Sinne hineinlauschten.

Die beiden Männer saßen noch immer vor dem Tisch. Helles Klirren und einzelne abgebrochene Worte verrieten, daß der Hausierer das mitgebrachte Geld aufzählte.

„Das wäre das Ganze, und das Mädchen mag jetzt kommen," sprach er endlich mit eigentümlich gepreßter Stimme, daß es Gertrud eiskalt überrieselte, James dagegen beide Fäuste behutsam auf die Fensterlade legte, „ja, das Ganze bis auf den letzten Cent, und ich wiederhole, hängen will ich, wenn zur Zeit nicht an die drei- bis viertausend Dollars in Ihrem Bau lagern."

Aus dem Schweigen, welches nunmehr folgte, ging hervor, daß Kneisel den Hausierer mit plötzlich erwachtem Argwohn anstarrte.

„Sie wollen in meinem Hause besser Bescheid wissen, als ich selber?" fragte er nach einer Pause mit unsicherer Stimme.

„Das nicht," antwortete der Hausierer, und er lachte häßlich erzwungen, „aber ich möchte Ihnen anraten, mir das Geld anzuvertrauen, daß ich es da unterbringe, wo es Ihnen sichere Zinsen einträgt —"

„Ist schon geschehen, ist schon geschehen," fiel Kneisel überstürzt ein, „wie würde ich wohl so viel Geld unter meinem morschen Dach dulden."

„Ich möchte nicht danach suchen, Herr Kneisel."

„Suchen Sie, suchen Sie, wenn's Ihnen Freude bereitet."

„Auch in Ihrer Bettlade, auf der Stelle, wo Sie Ihr Haupt niederzulegen gewohnt sind?" versetzte der Hausierer höhnisch, und das Schurren eines Stuhles verriet, daß er sich erhob.

„Bleiben Sie sitzen," rief Kneisel nunmehr kreischend aus, „alles Lüge — kein Cent —"

Ein dumpfer Schlag folgte, begleitet von einem halberstickten, seufzerähnlichen Klageruf.

„Onkel! Onkel, ich bin hier!" schrie Gertrud auf dem Gipfel ihres Grausens. Gleichzeitig flogen Fensterlade und Fenster vor der unwiderstehlichen Gewalt, mit welcher James sich gegen dieselben warf, krachend und klirrend nach innen, in ihrem Falle die Lampe umstürzend und verlöschend. In der nächsten Sekunde knirschten Riegel und Schloß. Weit auf flog die Thüre. Ein Mann stürzte ins Freie hinaus und gerade in die Arme des jungen Hamlock, um von diesem zu Boden geworfen zu werden. Dann noch eine kurze Anstrengung und James kniete auf seinem Gegner, mit der rechten Faust dessen Gesicht fest auf den Erdboden pressend. „Miß Gertrud!" rief er der verzweiflungsvoll Jammernden zu, während sein Gefangener ächzend und fluchend sich von seinem Griff zu befreien trachtete, „fassen Sie sich. Keine Minute ist zu verlieren — andere Schurken mögen in der Nachbarschaft lauern — eilen Sie, eilen Sie nach Hilfe — ich halte ihn bis Leute heran sind" — und davon flog das entsetzte Mädchen, als ob seine Sehnen aus Stahl gewebt gewesen wären. Bald darauf tönte der Hilferuf herüber, mit welchem Gertrud die Bewohner der Ansiedelung aus ihrer abendlichen Ruhe aufstörte. Bevor aber die ersten die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten,

BLB Karlsruhe

befand Gertrud sich wieder im Hause, wo sie zunächst durch heftiges Schüren das Kaminfeuer zum Aufflammen brachte. Die Männer, unter diesen der alte Hamlock, waren unterdessen eingetroffen und beschäftigten sich eifrig damit, den Hausierer zu fesseln, als durchdringendes Aufjammern einen Teil derselben in die Hütte hineinrief. Ihr erster Blick fiel auf Gertrud, die verzweiflungsvoll die Hände rang; dann kehrten sie sich Kneisel zu, der blutüberströmt neben dem Tisch auf der Erde lag. Neben ihm lag ein kurzes Beil. Die klaffende Wunde auf seiner Stirn zeugte für die Gewalt, mit welcher der Mörder ihn getroffen hatte. Und dennoch gab er Lebenszeichen von sich. Hatte man sich vorher nie mit ihm befreunden können, so überboten die Nachbarn sich jetzt gegenseitig, zumal angesichts des entsetzten Mädchens, ihn auf Gertruds Lager zu betten und ihm die erste Hilfe angedeihen zu lassen. Dann entfernten sie sich mit dem Verbrecher, um ihn auf der Posthalterei in sichern Gewahrsam zu bringen und ungesäumt einen Wagen nach dem nächsten, vier Stunden Wegs entfernten Arzt zu schicken. Als Wache und um Gertrud bei der Pflege zu unterstützen, blieben der junge Hamlock und dessen herbeigerufene Schwester zurück. Kneisel lag bewußtlos, atmete aber leise, die erste matte Hoffnung auf seine Rettung nährend. —

Es war am vierten Tage um die Mittagszeit und in der Ansiedelung lebte man noch in der vollen Aufregung über das furchtbare Ereignis, als Kneisel die Augen aufschlug und mit zurückkehrendem Bewußtsein um einen Trunk bat. Sein erster blöder Blick fiel auf den jungen Hamlock, der ihm zu Füßen saß. Neben ihm zu Häupten befand sich Gertrud. Nachdem er getrunken hatte, sann er eine Weile nach, worauf er in die Worte ausbrach: „Das war fürchterlich. Wer hätte das von ihm geglaubt!"

„Es ist alles besser abgelaufen, als wir glaubten hoffen zu dürfen," antwortete James beruhigend, „meinte der Arzt doch gestern, Sie würden es sicher überstehen."

„Was soll ich noch auf der Welt, nachdem ich um alle Ersparnisse meines Lebens gebracht wurde," stöhnte Kneisel zerknirscht.

„Um nichts sind Sie gebracht worden," versetzte Gertrud nunmehr ebenfalls beschwichtigend; „hier unser Freund traf gerade zur rechten Zeit ein. Nicht nur Ihr Leben rettete er, sondern auch Ihr Eigentum."

„Nachdem Miß Gertrud mich gerufen hatte," fügte James treuherzig hinzu, „ohne ihre Klugheit und Eile sollte es mir schwer geworden sein."

Kneisel starrte ungläubig ins Leere. Furcht und Hoffnung rangen auf seinem abgezehrten Gesicht Mitleid erregend miteinander. Erst nachdem Gertrud auf sein Geheiß den bis dahin unberührt gebliebenen Kasten aus seinem Versteck herbeigeholt und er einen Blick in denselben geworfen hatte, beruhigte er sich so weit, um auch andern Dingen seine Aufmerksamkeit zuwenden zu können. Mit ängstlicher Spannung lauschte er, als Gertrud auf seine Frage den ganzen Hergang des grausigen Ereignisses schilderte; dann meinte er, seltsam verlegen zu James gewendet: „Sie scheuten nicht, sich in die Pflege mit dem Mädchen zu teilen? Und Ihr Vater? Was sagte der zu Ihrem Thun?"

„Der?" antwortete James lachend, „der hat manche Stunde selber hier gesessen."

„Neben seinem erbittertsten Feinde?"

„Wir zu Hause kennen überhaupt keine Feindschaften."

„Aber der Mörder — er wird mir fernerhin nach dem Leben trachten."

„Der trachtet keinem mehr nach dem Leben. Er wurde fortgebracht, und bevor viele Tage vergehen, empfängt er den Lohn für seine Missethaten."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und herein schritt James' Schwester. Neben sich trug sie einen Korb mit Speisen für Gertrud und den Verwundeten. Beim Anblick des zum Bewußtsein Gelangten errötete sie vor Freude. „Du sollst nach Hause zum Essen kommen, lassen dir Vater und Mutter sagen," kehrte sie sich dem Bruder zu, „ich selbst werde so lange hier bleiben."

James erhob sich, reichte zuerst Kneisel, dann Gertrud die Hand und verließ das Gemach auf den Fußspitzen.

Kneisel sann wieder nach, bevor er, wie gegen Müdigkeit ankämpfend, klagend bemerkte: „Kaum habe ich meine Gedanken ein wenig gesammelt, so bedrohen mich neue Sorgen. Überstehe ich den Schlag wirklich, so bleibe ich unfähig zur Arbeit."

„Sie brauchen überhaupt nicht mehr zu arbeiten," erklärte Gertrud tröstlich, und um ihre blühenden Lippen spielte jenes süße, sinnige Lächeln, welches Kneisel täglich an ihr pries, „vielleicht heirate ich dennoch zu seiner Zeit; dann mag Ihre Arbeit mir zufallen."

„Das wäre ein rechter Segen für uns beide," versetzte Kneisel eintönig, anscheinend teilnahmlos, und etwas wärmer fügte er hinzu: „aber auch für denjenigen, auf welchen deine Wahl fällt. Möchtest du einen rechtschaffenen Mann finden, der deiner auch wert ist, schon allein um deiner Augen willen!"

„Kommt Zeit, kommt Rat," versetzte Gertrud mit einem wunderbaren Blick über den Leidenden hinweg, „zunächst genießen Sie etwas. Nachher ruhen sie weiter. Aller peinlichen Betrachtungen sollen Sie sich entschlagen; so riet der Arzt gestern bei seinem Scheiden." Und wie sie sagte, so geschah es. Aufmerksam bedient von den beiden freundlichen Gestalten, beschlich ihn sichtbar ein Gefühl des Behagens. Demselben nachgebend, entschlief er bald.

Der Abend war nicht mehr fern, als James wieder eintraf. Gertrud, die ihn kommen hörte, ging ihm bis vor die Thüre hinaus entgegen. Beim Anblick des stattlichen jungen Mannes mit dem kraftvollen Bau eines Hünen und dem redlichen Gemüt eines Kindes erglühte ihr liebliches Antlitz im zauberischen Purpur verschämter Jungfräulichkeit.

„James," redete sie ihn zum erstenmal mit diesem Namen an, und ihre Stimme bebte leise, „Sie haben Ihr Versprechen getreulich gehalten. Mit keiner Miene erinnerten Sie mich an das zwischen uns schwebende Geheimnis. Jetzt will auch ich mein Wort mit freiem, frohem Gewissen einlösen." Sie seufzte tief auf. Ihre Furcht vor James drohte wieder in den Vordergrund zu treten; doch nur einige Sekunden, und seine erwartungsvoll schauenden Augen ängstlich suchend, sprach sie in innigem Tone: „Ja, James, änderten Sie Ihren Sinn nicht, so bin ich freudig bereit, Ihre Frau zu werden, wann immer Sie den Tag bestimmen." Sie entdeckte, daß Bestürzung und namenloses Entzücken ihm die Sprache raubten, ihn gleichsam versteinerten. Sie hörte, wie seinen Lippen sich flüsternd entwand: „Mein Gott, mein Gott — ich kann an so viel Glück nicht glauben," dann legte sie unter andringenden Thränen ihre Hände auf seine rauhen gebräunten Wangen, und das Haupt des wie in Verzückung willenlos Nachgebenden zu sich niederziehend, küßte sie ihn auf den Mund. „Glauben Sie es noch nicht?" fragte sie mit vor Innigkeit und Hingebung gedämpfter Stimme, und wie seine Blicke jetzt noch mehr fürchtend, denn je zuvor, barg

BLB Karlsruhe

sie, von seinen Armen umschlungen, ihr Antlitz an seiner breiten Brust. — — — —

Als sie ein wenig später eintraten, lag Kneisel mit offenen Augen da. Schnell setzte Gertrud sich zu ihm, und seine hagere Hand ergreifend, erklärte sie mit ihrem süßesten Lächeln, welches ihn wie ein Gruß aus fernen Tagen milde anwehte: „Der Mann wäre gefunden. Es bedarf nur Ihrer Zustimmung, um uns alle zu beglücken."

Wie ihre Worte nicht verstehend, blickte Kneisel zu ihr auf. Erst als Gertrud James neben sich hinzog und dieser in seiner offenen ehrlichen Weise in aller Form um sie anhielt, tagte es in seinem Geiste. Thränen der Wehmut und niegekannter Freude drangen in seine Augen, indem er die Hände der beiden jungen Leute ergriff. Es schmolz dahin die letzte Spur der ehernen Rinde, welche sich im Laufe der Jahre um sein Herz gelegt hatte. „Gertrud," lispelte er, vor tiefer Bewegung kaum vernehmbar, „deine Mutter — ich habe sie sehr, sehr geliebt. Was ich einst hoffte, sollte sich nicht erfüllen. Ich klage jetzt nicht mehr. Ich will glauben, ihr treuer Geist habe dich zu mir geleitet, auf daß ich noch einmal in ihre eigenen Augen schauen, an ihrem zauberischen Lächeln mich erfreuen soll. Sei mir daher gesegnet viel-tausendmal, du geliebtes Kind, und auch du, Freund James, die ihr beide mich doppelt dem Leben zurückgegeben habt. Alle Schatten sind gewichen; möchte ich mich nur noch ein wenig an eurem Glück weiden dürfen. Hier steht der Kasten mit meinen Ersparnissen. Nehmt ihn, nehmt ihn. Alles gehört euch — sorgt, daß ihr bald unter euer eigen Dach kommt aber nicht zu weit von dem meinigen hier — ich muß euch nahe wissen Tag und Nacht. Was ich versäumte, ihr sollt es nachholen: pflanzt Bäume und Sträucher, säet auch Blumen an — ich will euch alle nennen, die von der armen Marie mit Vorliebe gepflegt wurden" — hier übermannte ihn Erschöpfung. Er schloß die Augen zum kräftigenden Schlaf. Hand in Hand saßen neben ihm James und Gertrud. Aufmerksam überwachten sie seine tiefen, Heilung verheißenden Atemzüge. Die lautlose Stille ringsum veranlaßte sie, nach James' Schwester sich umzuschauen. Sie war verschwunden. Geräuschlos war sie hinausgeschlichen. Was sie eben sah und hörte, war zu viel für sie gewesen, um es lange für sich behalten zu können. Flüchtigen Fußes hatte sie sich auf den Heimweg begeben, um den Eltern eine Freudenkunde zuzutragen.

Weihnachten in der Fremde.

(Zum Bild vorn im Kalender.)

1.

O Wanderlust zur Frühlingszeit!
Was giebt es Schönres auf der Welt?
Doch wenn's in dichten Flocken schneit,
Schweift keiner gern durch Wald und Feld.

Im fernen Norden steht ein Haus,
Es blickt ein altes Mütterlein
Starr in den winterlichen Graus:
„Mein armer Sohn, wo mag er sein?"

Sei mir gegrüßt vieltausendmal,
Du liebe gute Mutter du,
Gegrüßt, mein fernes Heimatthal!
O nur in dir wohnt Glück und Ruh.

Horch, Glockenklang vom Dorfe dort!
Sie läuten ein das Weihnachtsfest —
Wo find' ich einen stillen Ort,
Wo man mich träumen — weinen läßt?

2.

Willkommen, müder Wandersmann!
Hier setze dich und ruhe aus.
Der grimme Ost pfeift durch den Tann,
Doch warm und freundlich ist mein Haus.

Am Weihnachtsabend auf der Fahrt?
Du hast wohl keine Heimat mehr?
Noch eine Mutter? O da ward
Die Trennung dir wohl bitterschwer.

Doch sieh im Nebenzimmer dort
Den grünen Baum im Lichterkleid!
Auch dir erstrahlt er! Jeder Ort
Wird Heimat so zur Weihnachtszeit.

Nimm hier den Teller wohlgefüllt,
An deine Kindheit mahn' er dich!
Und nun das Aug' nicht mehr verhüllt:
Gott will, daß jeder freue sich.

Die Heimkehr wird dir einst beschert,
Vielleicht im nächsten Jahre schon.
Dann pflegt zum Fest am trauten Herd
Die Mutter ihren lieben Sohn.

Ein Frack.

Humoreske von Robert Münchgesang.

Der alte Zerbst sah zum Fenster hinaus. Rechts hinauf lief die Dorfgasse, gerade vorn aber konnte er die breiten Feldflächen sehen, die sich bis an den Hügelrand ausdehnten. Vor dem Hügel her aber floß ein weidenumsäumter Bach und hinter ihm begann der köstliche, duftige Wald, über dem man in der Ferne den freundlichen Inselsberg, die schönste Kuppe des Thüringerwaldes, sehen konnte. Der alte reiche Hofbesitzer konnte sich in Wahrheit keinen herrlicheren Anblick wünschen; allein heute sah er nichts von Wiese und Feld, Wald und Berg, grimmig paffte er aus seiner kurzen Pfeife, zornig rückte er die Kappe, und was er sprach, war — — Schrecken.

„Ein schönes Geschäft," rief er dem Sohne zu, der am Ofen lehnte, „sie hat nichts, kriegt nichts und setzt sich, mir nichts, dir nichts, in den ersten Hof im Dorfe."

„Sie ist gut und wirtschaftlich!" entgegnete Hermann.

„Das versteht sich von selbst," rief jener dagegen, „sie müßte sich ja sonst vor ihresgleichen schämen. Hat auch wohl ein hübsches Gesicht, nicht? Versteh

ihr Weißwarengeschäft nicht übel? Spielt Klavier und — Gott, was weiter! Mir bringst du sie nicht ins Haus! Solch eine arme Stadtjungfer ersetzt dir deine Mutter nicht auf dem Hofe. Sprich mir nicht wieder davon, ich will sie nicht sehen, ich habe genug davon."

So schalt der alte reiche Zerbst und paffte aus seiner kurzen Pfeife weiter in die wunderschöne Landschaft hinein.

Hermann aber ging trübselig hinaus, um nach seinen Pferden zu sehen. Da standen sie, vier Stück Rotfüchse mit glänzenden Schenkeln, in dem saubern geräumigen Stalle. Gegenüber hatte die Verwalterin ihr Reich bei achtzehn kräftigen Rindern, von denen ein Stück gesünder aussah als das andere. Jetzt kamen sie gerade von der Weide in den geräumigen Hof, wo sich das muntere Hühnervolk zwischen Enten, Tauben und Pfauen tummelte. Hermann aber schlich betrübt weiter in den schönen Obstgarten, wo unendlich viel Obst unter den Bäumen lag und noch weit mehr daraufsaß; er schritt durch den Gemüsegarten, wo ihm die geschäftigen Bienen entgegensummten — denn der alte Zerbst war ein berühmter Imker —, er ging weiter in die Felder, wo die neuen Aussaaten schon unter dem Boden lagen, während andere noch der Ernte harrten. Er ging gemächlich eine halbe Stunde entlang in tiefen Gedanken in seinem Eigentum. Ja, dies alles war sein, des einzigen Sohnes Eigentum, wenn der Vater ihm die Erbschaft ließ. Aber daran dachte Hermann nicht, seine Gedanken waren bei dem hübschen Blondinchen in der Residenz, der Tochter des verstorbenen Gutsinspektors im Nachbarorte, die mit ihrer Tante ein Weißwarengeschäft angefangen hatte. Ja, hätte sie ein Rittergut, oder ein Bauerngut, dachte Hermann, so wär' den Herbst die Hochzeit, aber so — folgerte er wehmütig — werd' ich wohl mutterseelenallein durch die Welt hagestolzen müssen, denn eine andre nehm' ich nicht.

„Denn eine andre nehm' ich nicht," rief er entschlossen laut aus und schwang eine Gerte, die er unterwegs abgebrochen hatte, „nun und nimmermehr!"

Während dessen lag der alte Bauer noch immer am Fenster und paffte hinaus, wie eine gezogene Kanone aus der Schießscharte, und der Großknecht, der sich auf die Witterung verstand, raunte dem Käser zu: „Hu, wo is de Alte bös!" und nahm sich wohl inacht, in den Bereich des gefährlichen Geschützes zu kommen.

Aber warum wird der grimmige Mann auf einmal so liebenswürdig? Er lacht mit einem Herrn auf der Straße, der eben daher gekommen ist, als ob nichts vorgefallen sei. Jetzt holt er den Fremden herein, die Stühle rücken, die Gläser klappern: „Gewiß und wahrhaftig," sagt der Großknecht zum Käser, „do is der Herr Ampmann rinne kumme!"

Das war der Herr Amtmann. Der Herr Amtmann läßt sich's nicht nehmen, gelegentlich einmal bei den Notabeln von Udisleben vorzusprechen. Bald ist das Gespräch im Gange, über den Kirchenbau in Wurstleben, über die Klauenseuche in Krippstedt, über Hundesteuer und Viehversicherung und das nächste landwirtschaftliche Fest.

„Aber, lieber Zerbst, wissen Sie denn das Allerneueste?" fragte der Amtmann.

„Meinen Sie über die Pastorenwahl in Topfbach oder über den Einbruchdiebstahl in Sackhausen?"

„Nein, von viel höherer Wichtigkeit —"

„Ach so, meinen wohl über den neuen Zuchtstier —"

„Bewahre, behüte," meinte lächelnd der Amtmann, „es betrifft ja unsern gnädigen Herzog, der in vier Wochen die silberne Hochzeit feiert . . ."

„Wie, was?" schrie Zerbst, „unsere Durchlaucht feiert die silberne Hochzeit? Da muß alles feiern, das ganze Land muß feiern und Udisleben muß mit dem besten Beispiel vorangehen."

„Die gesamte Bauerschaft muß in ihren Vertretern gratulieren," meinte der Amtmann.

„Gewiß muß sie das. Wir müssen mit Musik vors Schloß ziehen."

„Sie machen doch auch mit, Herr Zerbst?"

„Wer? Ich? Natürlich. Waren wir, Nachbar Vollmer und ich, damals nicht die einzigen aus Udisleben, die mit der Gemeindefahne der Prinzeß entgegengeritten sind? Wie vergeht doch die Zeit! Nun sind's also schon 25 Jahre, da kam uns der Zug am Weißenstein entgegen. Wir waren zweihundert Mann, alle beritten. Und hinter uns kam der Herzog in der Staatskutsche. Keiner aus der Stadt war dabei, und ich sage Ihnen, Herr Amtmann, da hat unsere Herzogin vor unserer Bauerschaft Respekt bekommen."

„Sie hatten damals das Kommando, war's nicht so?" fragte der Amtmann.

„Das hatte ich," erwiderte stolz der Alte, „und hab' auch kommandiert wie ein General. Zuerst ließ ich alle im Halbkreis aufstellen, ritt an die Kutsche heran, zog den Hut und —"

„Dann hielten Sie die Anrede?"

„Das hatte ich vor, aber kaum habe ich angefangen: »Gnädigste Hoheit! Ich an der Spitze von 200 Mann —«, da schwingt der Vollmer, der die Zeit sein Lebtag nicht erwarten konnte, den Hut und schreit Hurra. Alles ruft nun gleichfalls Hurra, denken Sie, Herr Amtmann, 200 Mann Hurra! Die ganze Rede fiel ins Wasser."

Nach einigen heitern Wechselreden ging der Amtmann seines Weges. —

Vier Wochen darauf ging es in der Residenz hoch her. Land und Stadt hatte gratuliert und die berittene Bauerschaft hatte sich nicht wenig ausgezeichnet. Dafür waren die biedern Landleute alle zum Abend eingeladen. Punkt 7 Uhr sollten sie sich einfinden und zwar im Frack mit weißer Binde. So hatte es der Oberhofmeister angeordnet. Der böse Oberhofmeister! Dachte er auch wohl daran, daß der Frack dem Landmann ein unbegreifliches Kleidungsstück ist? Aber, was war zu thun? Die biedern und erfreuten Landleute gingen also zu Freunden und Bekannten in der Residenz, um den schoßlosen Rock zu leihen.

Und so finden wir auch den alten Zerbst in den Straßen der Metropole. „Mir soll's nicht schwer halten," meinte er zuversichtlich, „ich gehe zu unserem frühern Pastor, der hier Hofprediger geworden ist. Der ist von meiner Größe und gefällig dazu."

Er ging zum Herrn Pastor. Der leutselige Herr war in guter Stimmung, denn Durchlaucht hatte ihn bei der Gratulation huldvollst angesprochen, sich auch nach seiner Familie gnädigst zu erkundigen geruht.

„Meinen Frack will ich Ihnen gerne leihen, lieber Zerbst," sprach er, „er wird Ihnen schon passen."

„Deinen Frack? Meinst du deinen Frack, lieber Mann?" fuhr da die Frau Pastor dazwischen, „den habe ich bereits an den Herrn Vollmer verliehen. Bedaure sehr, Herr Zerbst, Sie kommen zu spät."

„Schade, schade," meinte Hochehrwürden, „Sie kommen in diesem Falle zu spät. Aber unser Nachbar, der Schneidermeister Griebchen, wird Ihnen gewiß aushelfen. Er ist ein christlicher Mann."

BLB Karlsruhe

Zerbst ging flugs zum Schneider Griebchen, brachte seine Not an und klapperte mit seiner goldenen Uhrkette.

„Es kommt mir auf ein paar Groschen Leihgeld nicht an," sagte er, „ich bin der Zerbst aus Udisleben."

„Ja, lieber Herr, guter Herr," sagte das Schneiderlein, „herzlich gerne würde ich Ihnen wohl helfen, aber wissen Sie, Fräcke macht unsereiner nicht auf Lager, immer nur auf Bestellung, lieber Herr. Sind schon mehrere Herren dagewesen, ich habe keinem helfen können. Haben Sie nicht Zeit bis andere Woche, Freitag oder Sonnabend?"

„Nein, nein," rief Zerbst, „heute, um 7 Uhr, punkt 7 Uhr muß ich ihn haben. Können Sie mir bis dahin geschwind einen machen?"

Mein Sohn hat bald Hochzeit, dachte er, da könnte er ihn schon gebrauchen.

„Einen Frack jetzt machen? Jetzt? Bis 7 Uhr? Lieber Herr, das geht nicht. Wenn Sie nur vorgestern gekommen wären, oder gestern, nein, lieber Herr, es geht nicht."

„Aber" — das Schneiderlein überlegte, „hier im Hause, gerade über mir, wohnt der Rechtsanwalt Protzen, dem hab' ich erst vor kurzem einen Frack gemacht fürs Gericht, der verleiht ihn wohl. Berufen Sie sich nur auf mich, lieber Herr, er wird's wohl thun."

„Da will ich hingehen," meinte Zerbst, „von Pontius zu Pilatus, aber was kann's helfen?"

Der Herr Rechtsanwalt saß gerade über Akten und war sehr beschäftigt, als das Dienstmädchen Herrn Gutsbesitzer Zerbst aus Udisleben meldete.

„Aha," dachte der Herr Protzen, „da blüht mein Weizen. Gewiß hat der Bauer einen nahrhaften Erbschaftsprozeß oder so etwas. Soll eintreten!"

Er vertiefte sich wiederum in seine Akten und ließ den guten Zerbst, der währenddessen eingetreten war, eine Weile stehen. Aber der dachte: Not kennt kein Gebot, im Aufschub liegt Verderben, gleich ist es 7 Uhr —

„Herr Doktor," begann er.

„Rechtsanwalt Protzen, bitt' ich," erwiderte dieser, stand auf und maß den Alten von oben bis unten.

„Herr Rechtsanwalt Protzen," fuhr Zerbst fort, „ich sehe, Sie sind so ziemlich von meiner Größe —"

„Länge und Breite, wollten Sie sagen," entgegnete der Herr Rechtsanwalt.

„Das wollt' ich sagen," meinte Zerbst, wurde aber dabei außerordentlich verlegen.

„Und was wollten Sie weiter sagen?" fragte jener.

„Bloß bitten wollt' ich," stotterte Zerbst.

„Bitten Sie," sagte der Herr Rechtsanwalt etwas schneidig.

„Der Herr Schneidermeister Griebchen hat mich zu Ihnen geschickt —"

„Der Schneider Griebchen?"

„Und läßt Sie schön grüßen —"

„Grüßen?"

„Ob Sie wohl so freundlich wären —"

„Und?"

„Und borgten mir Ihren Frack, den Sie zum Gericht anziehen. Ich hab' ihn sehr nötig, denn —"

„Was?! Wie?!" donnerte jetzt Herr Protzen. „Entsetzlich! Meinen Frack! Und das mutet mir der Schneider zu! Unerhört! Unerhört! Hochgradige Verbalinjurie! Infam! Empörend! Mit der ganzen Strenge des Gesetzes will ich gegen diesen Frevel einschreiten!"

Er griff zu Tinte und Feder.

„Setzen Sie sich! Wie heißen Sie?" schnauzte er den verblüfften Alten an.

„Ich bin der Zerbst aus Udisleben."

„Geboren!"

„Je nun, Martini 1804, — wollten Sie die Güte haben — —"

„Sind Sie schon vorbestraft?" fragte Herr Protzen weiter, etwas sehr schnauzig.

„Ach herrje," rief da Zerbst, „Sie wollen mich wohl gar zu Protokoll nehmen? Nichts für ungut — da will ich doch lieber —"

Er griff nach Stock und Hut und eilte hinaus.

„Bleiben Sie! Bleiben Sie!" schrie Protzen ihm nach, „Sie sind der Hauptbelastungszeuge, ich muß Sie vernehmen!"

Aber der Alte war schon glücklich unten und lief durch einige Straßen wie ein verfolgter Verbrecher. Eben wollte er in eine Winkelgasse einbiegen, paff! da rannte er mit einem Entgegenkommenden etwas unsanft zusammen.

„Nu heeren Se," rief dieser ihn an, „das is doch keine Manier nich, daß mer in der Dunkelheit de Leite ibern Haufen wirft. Da sieht mer sich doch e bißchen vor! Ich bin nämlich der Polizeisarschant, mei Kutster!"

Mit Schrecken sah jetzt Zerbst, daß er die wohllöbliche Ortspolizei der Residenz, den Schrecken der Straßenjugend, höchst respektwidrig auf die Seite geschoben hatte.

„Bitt' tausendmal um Vergebung," keuchte er hervor, „ich bin der Zerbst aus Udisleben!"

„Nu ja," antwortete die beleidigte Autorität, „so e Benehmen mag wohl in Udisleben Mode sein, aber hier in der firschtlichen Residenz, wo der Herzog wohnt, paßt sich das ein for allemal nich. Verstanden?"

„Lieber Freund," erwiderte der Geängstigte, „den Herzog muß ich heute abend noch besuchen. Ich bin ja eingeladen auf 7 Uhr und bin auf der Suche nach einem Frack. Einen Frack! lieber Herr, hier ist ein Thaler, Sie kennen ja die Leute, verschaffen Sie mir einen Frack und den Thaler sollen Sie ehrlich verdient haben. Verschaffen Sie mir einen Frack!"

Diese mit wahrer Verzweiflung gesprochenen Worte besänftigten den strengen Mann vollständig. Er steckte mit Würde den Thaler ein und sagte: „Ach so, Sie geheeren wohl zu der Bauerndepetation. Das hätten Se gleich sagen können. Nu, wissen Se was, en Frack giebt Sie da driben der Kaufmann Miller, und da will ich Sie schon einführen."

Sie gingen zum Herrn Müller. Ein spindelhagerer Mensch stand hinter dem Ladentisch. Seine magern Hände klebten Tüten. Er schraubte beim Eintritt der beiden die Lampe ein wenig höher. „Womit kann ich dienen?" redete er sie an und griff nach der Cigarrenkiste.

„Liebster, bester Herr Müller," sagte Zerbst, „gleich schlägt es sieben, — ich bitte Sie recht schön um Ihren Frack."

„Er muß auf das Schloß," ergänzte die Polizeimacht, „aber er hat keinen Frack nich, Herr Miller."

„Recht gern," meinte Müller, „der hängt freilich seit Jahr und Tag oben im Spind, von meiner Verheiratung her, und ist nicht mehr nach der Mode."

„Das thut nichts," meinte Zerbst erleichtert.

„Thut nischt, thut nischt," ergänzte die Polizei.

Das magere Männchen kroch die Treppe hinauf und kam bald mit dem Kleinod zurück.

„Nu missen Se emol anprobieren!" sagte der Polizeisergeant.

Zerbst probierte. — Ratsch! Das Futter ging voneinander.

„Sachte, sachte!" rief Müller.

„Also noch einmal!“ ächzte Zerbst.

Trrr! Das Futter hing in Fetzen herab.

„Schade!“ meinte Müller.

„Ach, was liegt am Futter,“ meinte der Sergeant, „das sieht ja auch so kein Mensch. Wenn nur das Oberleder ganz ist.“

„Es geht nicht,“ jammerte Zerbst, „der Rock ist viel zu eng.“

„Ach, fir das eine Mal wird das schonst gehen,“ tröstete der Polizeimann. „Warten Se, da muß ich emol helfe.“

Bratsch! Trrr! Baff! Der Ärmel ging aus den Fugen. Verzweifelt legte Zerbst das geschändete Staatskleid des Herrn Müller auf den heringsduftenden Ladentisch.

„Mein schöner Frack!“ brummte Müller.

„Schade, schade!“ meinte der Polizist.

„Was fang' ich an?“ klagte Zerbst. Während dessen schlug die große Marktuhr sieben Schläge, und zwar in so heimtückischer Schnelligkeit, daß dem armen Zerbst übel und weh wurde.

„Jetzt wird auf dem Schlosse geläutet, alle Notabeln von Udisleben und Umgegend werden sich versammeln, jeder im Frack, und ich — o es ist zum Verzweifeln, zum Verzweifeln, zum Verzweifeln!“

Zerbst schrie es und stürzte aus dem Hause, während das entmenschte Paar in Gelächter ausbrach.

In den Straßen war es bereits stockfinster, aber das Schloß war festlich erleuchtet.

Viele Residenzler gingen befrackt nach dem Festorte, Zerbst zog mechanisch hinterher.

Der Ärmel ging aus den Fugen.

Was thun? fragte er sich. Nach Hause reiten wäre schließlich das beste. Es ist 7 Uhr, um 8 Uhr komme ich zum Abendessen eben recht. Sie werden sich wundern, daß ich schon so früh heimreite. Aber ich will sie alle auslachen und mit Hermann eine Flasche Bockbier ausstechen. Aber, der Spott hinterher! In Rom gewesen und den Papst nicht gesehen! werden sie sagen. Der Vollmer wird sich ins Fäustchen lachen, der Pastor schüttelt den Kopf; der Amtmann zuckt die Achseln.

Sage ich, ich bin krank geworden. — Nein, das geht nicht, der Pastor verrät mich, der Polizeimann verrät, der Müller bezeugt's. Ich muß hin! Ich muß hin! Es koste, was es wolle. — „Einen Frack! Einen Frack! Mein Königreich für'n Frack!“

O du unglückseliges Kleidungsstück! Dein Name ist Schikane. Wohl magst du dich brüsten, vielvermögende Schenkel zu umflattern. Dich begehrt die Etikette, dich heischt der feine Ton. Du verbirgst die Noten des Diplomaten wie das Billet doux der Ballkönigin. In deinem Schutze schwitzt der Herr Kandidat, in dir flucht der Herr Oberkellner. Fracklos gehen die meisten durch die Welt. Fracklos trabte auch der alte reiche Zerbst dem Schlosse zu.

„Zehn Thaler gebe ich,“ meinte er für sich, „die Ehre ist auch 20 wert, mit 30 ist sie noch nicht zu teuer bezahlt. So etwas passiert mir altem Knaben nicht wieder, bei Hofe eingeladen zu werden. O was sind schließlich 50, 100 Thaler. Ich habe Geld genug. Ja, 100 Thaler gebe ich gerne, das thäte ich, bloß der Ehre wegen. Aber die Schande hinterher! Die ist tausend Thaler wert! Mein ganzes Leben werd' ich die Sticheleien anhören müssen. O ich kenne die Udislebener. »Da ist der, werden sie sagen, der mit langer Nase abziehen mußte, weil er kein hochzeitliches Kleid anhatte.« Tausend Thaler, was sage ich? Die Schande ist viel, viel teurer. O die Blamage, der Schimpf! Was thu' ich? Ich gehe von Haus zu Haus, von Thür' zu Thür' wie ein Handwerksbursch, und hier“ — er hielt vor einem kleinen Kaufladen an, in dem er Licht sah —, „hier mache ich den Anfang.“

Ein junges Mädchen stand hinter dem Ladentisch.

„Verzeihen Sie, liebe Frau,“ begann Zerbst, „ich möchte gern Ihren Mann 'mal sprechen.“

„Ich bin unverheiratet,“ entgegnete das Mädchen lächelnd, „kann ich Ihnen nicht auch dienen? Oder meine Tante? denn sonst ist niemand im Hause.“

„Nein, danke,“ sagte Zerbst, „wenn Sie aber einen Mann gehabt hätten, oder Ihre Tante einen, so hätte mir der vielleicht einen Frack geliehen, den ich eben zum Hoffeste haben muß. Nichts für ungut, adieu!“

„Wollen Sie sich noch ein wenig gedulden?“ erwiderte das Mädchen, „wir haben zwar keinen Mann im Hause, aber von meinem verstorbenen Vater hängt oben noch so ein Ding, und wenn ich Ihnen damit einen Gefallen thun kann —“

„Blitzmädchen!“ schrie der Alte, „das könntest du?“

Das Fräulein war längst die Treppe hinauf, rasch kam sie zurück, ein wohlgebürsteter Frack lag ihr auf dem Arme. Geschwind half sie dem Alten in das ungewohnte Kleidungsstück; das Futter blieb ganz, der Frack saß wie angegossen. —

Es ist nun wohl gewiß keine kleine Aufgabe gewesen, den Narciß oder gar die ungeschlachten Nibelungen in den Frack zu bringen, aber alles das ist Kinderspiel

gegen die Mühen, die der Zerbst aus Udisleben im Jahre 1864 zu diesem Zwecke gehabt hat, und keine ist wie diese gelungen.

„Mein Prachtmädchen! Mein rettender Engel!“ rief der überglückliche Bauer, „was war dein Vater?“

„Gutsinspektor,“ mein Herr.

„Sieh, das kann man merken, daß ein ehrlicher Mann darin gesteckt hat und nicht so ein verflixter Krimskramskrämer. Und eine prächtige Tochter hat er! Hier, mein Kind, ist meine Börse. Behalte die als Pfand bis ich wiederkomme. Und nun gute Nacht, bis morgen!“

„Nein, nein,“ rief sie dagegen, „nehmen Sie Ihr Geld zurück. Ich glaub' Ihnen wohl so schon, daß Sie wiederkommen. Es hat auch damit keine Eile.“

Sie streckte ihm das Portemonnaie wieder zu. „Gut, mein Kind,“ rief der Alte, „wir sprechen uns wieder.“

Und hochselig ging er mit starken Schritten dem Schlosse zu.

Die fracklose, die schreckliche Zeit war vorüber.

* * *

Der Alte kam noch gerade recht. Und wie er am andern Mittag nach Hause zurückkehrte, denn er hatte im Gasthof übernachtet, da hätte ihn einer erzählen hören sollen! Durchlaucht hatte ihn sich extra vorstellen lassen und sich huldvollst mit ihm unterhalten.

„Das ist der Herr Gutsbesitzer Zerbst,“ hatte ein Rat geäußert, „der damals am Weißenstein Ihrer Hoheit die Ovation gebracht hat,“ und der Herzog hat ihm dafür noch besonders gedankt.

„Und wem habe ich das alles zu verdanken?“ rief Zerbst aus. „Dem netten, allerliebsten Mädchen in der Residenz. Sieh, Hermann, das wäre eine für dich, die weiß mit alten Leuten umzugehen. Ein solch prächtiges Dirn hat das Land nicht zweimal.“

Geschwind half sie dem Alten in das ungewohnte Kleidungsstück.

„Wo wohnt sie?“ fragte Hermann trocken.

„Hm, gleich am Schloß, das fünfte Haus von der Ecke.“

„So!“ sagte Hermann.

„So! So! So!“ brauste der Alte auf, „nun weißt du wohl wieder alles besser. Möchtest wohl wieder das Mädchen verunglimpfen?“

„Nein, bewahre,“ sagte Hermann ruhig, „aber über die haben wir schon vor vier Wochen geredet.“

* * *

Nach vierzehn Tagen hatte der Landbriefträger in Udisleben viel Arbeit. Haus für Haus gab er ein feines Couvert ab, in dessen Inneren die erstaunten Landleute lasen:

„Die Verlobung meines Sohnes Hermann mit Fräulein Luise Merten, Tochter des weiland Gutsinspektors Merten, Inhaberin eines Weißwarengeschäftes zu N. N., zeige ich hiermit ergebenst an.

Udisleben. A. Zerbst, Gutsbesitzer.“

Vor Paris nichts Neues.

Am 13. März 1871 nachmittags 4 Uhr fuhr bei herrlichem Wetter der Sonderzug, welcher den Kaiser Wilhelm, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm und die Mehrzahl der zum Hauptquartier gehörenden Offiziere und Beamten aufgenommen hatte, in Berlin ein. Ehe die Wagen am Bahnhof sich ordneten, verging reichlich eine halbe Stunde: es war bestimmt, daß die sämtlichen Chefs der einzelnen Armeebehörden auch mit ihren Aktenwagen am Einzug in die Stadt sich beteiligen sollten. Den Aufenthalt auf dem Bahnhof benutzte nun ein richtiger Berliner Junge, der sich durchgeschlichen hatte, um auf den Aktenwagen, der den Namen des General-Quartiermeisters v. Podbielski trug, mit Kreide ungesehen vier Worte zu schreiben. Bald darauf setzte sich der Zug in Bewegung; die Begeisterung der Hunderttausende von Menschen, durch deren enggeschlossene Reihen der Kaiser mit seinem Gefolge fuhr, war von überwältigender Wirkung. Mit dem Grafen Lehndorf fuhr der Kaiser in leichtem offenen Wagen den übrigen voran, seine edlen Züge strahlten von Glück. Die Freudenrufe steigerten sich von Minute zu Minute, und jedem der wackern Helden, die ihm folgten, wurde fast die gleiche Huldigung zuteil. Mit freudiger Ausgelassenheit aber paarte sich die Begeisterung, als Podbielskis Wagen heranfuhr. Der wegen seiner lakonischen Kriegsberichterstattung längst volkstümlich gewordene General wurde ob der Seltsamkeit der Begrüßung förmlich betroffen, und er winkte einen die Wagen begleitenden reitenden Schutzmann heran, um zu erfahren, was eigentlich „los wäre“. „Excellenz,“ berichtete dieser, „an Ihren Wagen hat einer die Schlußworte Ihrer Kriegstelegramme geschrieben!“ In diesem Augenblick staut der Zug, und das die Jubelrufe übertönende Lachen der Menge dringt bis zum vordersten Wagen. „Was ist geschehen?“ fragte der Kaiser, sich umwendend. Ein heransprengender Schutzmann meldete: „Majestät, an Excellenz Podbielskis Wagen steht mit Kreide geschrieben: »Vor Paris nichts Neues!«“ Das wirkte auf des Kaisers Lachmuskeln derart, daß ihm die Thränen aus den Augen rannen. Und der Kronprinz rief aus dem zweiten Wagen zu Moltke hin, was sich zugetragen. Und alle die Helden gerieten in so lustige Stimmung, daß auf Minuten die feierliche Bedeutung dieser Stunde vergessen ward.

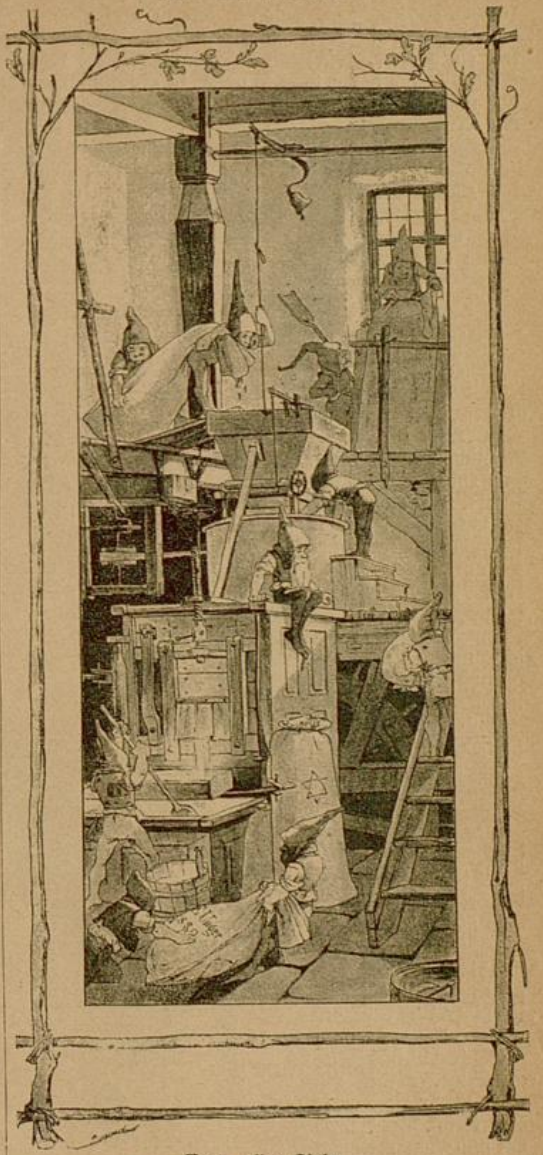
BLB Karlsruhe

Die Verführung.

„Die Schlange führte Eva an,
Eva den Mann,
Daraus folgt sonder Zweifel:
Der Frau ergiebt sich leicht der Mann,
Die Frau — gar leicht dem Teufel."

So lautet ein alter Spruch und es ist ein wahrer. Der Franzose hat meistens recht, wenn er bei einem Verbrechen zuerst fragt: Wo steckt das Weib? — Allein des Teufels verehrte Muhme, die alte Schlange, tritt auch oft an den Menschen heran ohne das „Ewigweibliche" in Anspruch zu nehmen, und nicht nur an uns armen Menschenkindern versucht sie ihre Verführungskünste, auch die merkwürdigen Wesen, die kleinen Mondscheinschwärmer, die im Wald und auf der Heide, in Schluchten und Erdhöhlen, in dumpfen

In der Mühle.



„Trotz aller Siebe
Sind Müller Diebe."

Das ist ein alter Volksglaube, obgleich es in unseren Tagen ganz andere Leute sind, die dem Volke sein bißchen Brot zu schmälern suchen. Es muß aber einmal etwas Wahres daran gewesen sein, denn trotz aller Kunstmühlen läßt sich das Volk den alten Verdacht nicht austreiben, daß:

„Das Molzern ist des Müllers Lust,
Das Molzern.
Das müßt kein rechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Molzern ein,
Das Molzern."

Natürlich, wenn die Heinzeln rechte Müller sein wollen, müssen sie auch molzern können.

G

Rumpelkammern und modrigen Gewölben ihr Wesen treiben, die Wichteln, Gnomen, Elfen und Erdmännlein, sind ihren Versuchungen ausgesetzt. Hier sehen wir einen alten, würdigen Gnomerich, dessen Lebenserfahrung ihn davor schützen sollte, in stiller Mondnacht auf modrigem Grunde in verdächtigem Gespräche mit der irrleuchtenden Schlange, die aus feuchtem Moose emporgestiegen, um die einfältigen Wichte zu bethören.

Bedächtig lauscht der Alte auf die glatten Worte der züngelnden Natter, und es ist leider zehn gegen eins zu wetten, ihr schlimmes Werk gelingt und der Alte wird ein finsterer Schwarzelf, ein Feind der klugen und hilfreichen Lichtelfen.

Seht nur einmal die zwei Kn'rpse in der Ecke unseres Bildes an, die mit Aufwendung aller Kraft den halbvollen Mehlsack schleppen; das sind die Molzbrüder, die biederen Knappen. Ja, das Müllerhandwerk ist ein fideles Gewerbe, und mit Vorliebe treiben es die kleinen Bursche.

Wenn die Wellen rauschen und die Mühle klappert, ist ihnen wohlig zu Mute. Horch nur, wie lustig tönt:

„Drei Sester, drei Sester,
Je schneller, je besser,
Die Räder, die gehen im Flug,
's giebt Molzer, 's giebt Molzer genug!"

Die Gemeindepflegerin.

Erzählung aus dem Volksleben von Zoë von Reuß.

„Wer kommt heute schon so früh?"

Die Gemeindepflegerin, Schwester Klara, welche zwei kleinere, im Parterregeschoß des Martiniistiftes belegene Zimmer bewohnte, öffnete die Thüre, um nachzusehen — nicht unwillig, aber vielleicht doch weniger freundlich und entgegenkommend, als sonst. Die erste Morgenstunde, im Sommer bis sieben, im Winter bis acht, zu welcher Zeit regelmäßig die Sprechstunde beginnt, war die einzige freie Zeit des ganzen Tages, zu welchem im Samariterdienst sogar oft noch die Nacht hinzugerechnet werden mußte.

Ein Arbeiter, in reinlicher Bluse, die Mütze verlegen in der Hand drehend, stand draußen.

„Nun, Förster, was wünschen Sie? Kommen Sie doch herein!"

„'s ist wohl noch nicht die richtige Zeit bei Ihnen?"

„Schadet nicht, niemals! Das Helfen fragt nicht nach der Zeit, nur nach der Not. Setzen Sie sich!"

„Schön Dank! Muß gleich wieder fort, bin von der Arbeit nur so hergerannt. Der Storch hat heute nacht einmal wieder bei uns geklappert, das fünfte .... Und das wollt' ich melden und bitten .... Sie wissen's wohl schon?"

Der Storch hat heute nacht einmal wieder bei uns geklappert.

Allerdings wußte Schwester Klara Bescheid. Vor einem Kommodenschub stehend, entnahm sie dem Aufbewahrungsort sauber gewaschenes Kleinkinderzeug: Hemdchen, Jäckchen, Windeln und dergleichen, schlug es geschickt in ein Paket und reichte es dem, ob des neuen Haussegens etwas verblüfften Vater. „'s ist von der Frau Fabrikdirektor," sagte sie, „das Kleine ist gestorben, nun schon das zweite. Grüßt Eure Frau!"

„Werd's bestellen!"

„Ich komme natürlich bald, um nachzusehen. Guten Morgen!"

Der Mann ging, während Schwester Klara den Rest der Kinderwäsche wieder in das Kommodenschub ordnete.

Die Ablösung des ersten Hilfesuchenden ließ nicht lange auf sich warten, da die Zeit der gewöhnlichen Sprechstunde allmählich herangekommen war. Zuerst kam ein Bote, der sie zu einem kranken Kinde rief, dann ein junges Mädchen aus einer Webefabrik, das sich beim Spulen eine Verletzung der rechten Hand zugezogen hatte und sich von Schwester Klara verbinden lassen wollte. Dann erschien eine zerlumpte, bleiche Frau mit einem zarten Kinde auf dem Arme, deren Mann ein notorischer Trunkenbold war und sie mißhandelt hatte. Das Gesicht war abgehärmt, aber auch verbittert; schamhaft, aber auch mit verhaltener Wut zeigte sie der Gemeindepflegerin die bläulichen, blutunterlaufenen Streifen auf Nacken und Rücken .... Wenn Schwester Klara jemals in Verlegenheit geriet, so war es in Veranlassung solcher Fälle. Auch jetzt stand sie einen Augenblick ratlos. Dann wusch sie die dunkelgefärbten Stellen sanft mit Wasser und legte etwas weiches, frisches Linnen darauf. Und dabei fing sie unwillkürlich doch an, zu trösten, zuerst auf Umwegen. Sie erzählte, daß sie gestern dem Gustav begegnet sei mit seiner Schulmappe, und daß er ein Prachtkerl geworden sei, größer und stärker als alle Kameraden. Das Lieschen, im Volkskindergarten, wisse alle schönen Lieder an der Schnur, die Mutter solle sie sich nur einmal aufsagen lassen. Dann redete Schwester Klara mit Zuversicht davon, daß noch alles gut werden könne, wenn nur der Mensch selbst gut bliebe. Bei Gott sei kein Ding unmöglich! Dann riet sie, manchmal ein Pfund Fleisch zu kochen und hübsch anzurichten, und ein gutes leichtes Hausbier als Getränk zu halten. Das werde ihrem Mann vielleicht doch besser schmecken als Branntwein, besonders wenn im Hause alles gesund und vergnügt sei. Sie versprach auch bald einmal

zu Pellkartoffeln und Schmalz zu kommen, die Frau möge es ihrem Mann einstweilen nur bestellen.

Die nächsten Hilfsgesuche konnten schneller erledigt werden, dann folgten ein paar Bestellungen, welche Schwester Klara notierte. Als sie schon zu ihren täglichen Samaritergängen gerüstet stand, erschien noch eine dralle Arbeiterfrau, der man es ansah, daß sie jedes Ding beim rechten Zipfel anzufassen wußte.

„Nun, Frau Körner, Sie bringen gewiß etwas Gutes," sagte Schwester Klara freundlich.

„Wenn's nur wahr wäre! Aber du liebe Zeit — nein, es ist keine »liebe« Zeit mehr, 's wird alle Tage schlechter!"

„Wieso?"

„Sie streiken wieder auf der Fabrik."

„Ich weiß! Der Fabrikdirektor war diesmal auch sehr ungehalten, da er keine höheren Löhne bewilligen kann. Aber, Frau Körner, Sie waren doch früher immer selbst für die Sache?" frug die Gemeindepflegerin.

„Freilich! Unsereins kauft sich auch gern einmal einen hübschen Hut und setzt sich damit in den Konzertgarten."

„Nun sind sie plötzlich anderer Meinung geworden?"

„Das nun gerade nicht. Wenn die Frau und die Kinder aber nur etwas von den hohen Löhnen zu sehen kriegten. Denken Sie, Schwester, wie mir's gegangen ist! Mein Mann war ein paar Tage krank, nicht schlimm, Gott sei Dank, nur unpäßlich. Ich gehe, wie immer, Sonnabend auf den Wochenmarkt, um zum lieben Sonntag einzukaufen. Mein bißchen Geld langt nicht zu, und so spreche ich gleich in der Fabrik vor, um mir vom Kassier einen Teil des Wochenlohnes auszahlen zu lassen. Dabei kommt es denn nun hübsch heraus, daß derweilen richtig eine Lohnerhöhung eingetreten ist, von der mir mein Mann kein Sterbenswort gesagt hat. Ich hatte plötzlich eine ganze Hand voll Markstücke. Und was hat er mit dem Gelde gemacht? Halb hat er's verkneipt mit den andern Streikern und halb ist's in ihre Kasse geflossen .... Und dabei kriegen wir jetzt doch so wenig, daß wir verhungern können. Da wollt' ich nun bitten ....," die Frau stockte.

„Was?"

„Mein Mann weiß es nicht und darf's nicht wissen. Aber ich kann meine drei Lütgen nicht herunterkommen lassen und auch nicht selbst hungern. Das Fritzchen hat so nicht viel zuzusetzen. Ach, Schwester Klara, Sie gelten viel bei den Damen in der Vorstadt, vielleicht geben sie mir Arbeit .... Ich kann mit allem fertig werden, was gerade nicht für feine Hände allein ist."

Schwester Klara geriet in neue Verlegenheit. „Ich glaube, Sie wissen es, Frau Körner, wie gern ich Ihnen helfen möchte, aber bei dieser Sache kann ich im Augenblicke nichts thun. Die Damen der Vorstadt haben sich ebenso wie ihre Männer vereinigt, die Streikenden nicht zu unterstützen — wenigstens auf eine gewisse Zeit hinaus ...."

„Konnte mir's fast denken," sagte die Frau einsichtig. „Würde am Ende auch eine schiefe Geschichte werden, wenn die Männer die Hände in den Schoß legten, oder Cigarren rauchten, derweil die Frauen für die Familie arbeiteten und Geld verdienten. Aber, du lieber Gott, was soll unsereines thun?"

„Ich rate Ihnen, in die Stadt hineinzugehen, und sich dort Arbeit zu holen. Dort findet sich bestimmt irgend etwas. Vielleicht können Sie Soldatenhemden zum Nähen bekommen. Damit können Sie auch zu Hause bleiben bei Ihren Kindern, was allemal das beste ist. Auch will ich mich anderwärts nach Arbeit für Sie umhören .... Und hier sind drei Mark, ich bekam sie neulich, um nach Gutdünken damit zu helfen. Aber nun muß ich gehen."

Die Frau nahm die Gabe ohne viel Dankesworte, aber mit warmem, kräftigen Händedruck, und ging. Schwester Klara nahm ihren Umhang, hing die Schiefertafel mit dem gespitzten Stift, zum Aufschreiben der neuen Bestellungen, auf die Flur und ging, ohne die Thüre zu verschließen.

Der erste Morgenbesuch der Gemeindepflegerin galt einer Bürgersfamilie, deren einziges Kind schwer krank darniederlag. Mit geübtem Blick erkannte sie sofort die zunehmende Gefahr und setzte sich nieder, um an das Mutterhaus Bethesda zu schreiben und eine wirkliche Krankenpflegerin zu erbitten. Bildet doch die Gemeindepflegerin in der Regel das vermittelnde Glied zwischen den Hilfesuchenden und der organisierten Krankenpflege.

Der Besuch bei der Wöchnerin bot dafür glücklicherweise auch seine erheiternden Seiten. Der klappernde Storch hatte die junge gesunde Frau nach einer letzten angestellten großen Wäsche zwar überrascht, ihr aber keineswegs den Appetit geraubt. Sie schien ganz zufrieden, sich im Bette einmal ordentlich ausruhen zu können, umsomehr als eine gutwillige Nachbarin die eingeseifte Wäsche im Sonnenschein zum Aufhängen und Trocknen brachte. Nach einem guten Schläfchen saß sie aufgerichtet und kaffeetrinkend auf ihrem Lager, nachdem der Mann vorher feines Weißbrot zur ersten Mahlzeit vom Bäcker geholt hatte, während das kräftige Neugeborene neben ihr, krebsrot und hungrig, an den winzigen Fäustchen lutschte. Hier war weiter nichts nötig, als eine kräftige Suppe für Mann, Frau und Kinder, und Schwester Klara wußte auch schon, an wen sie sich zu wenden habe.

Eilig trat sie auf die Straße zurück, um im Vorübergehen noch schnell bei der jungen Frau Doktorin vorzusprechen. Die junge Frau war erst kürzlich verheiratet und vom Lande nach der großen Stadt gekommen und hatte nicht nur ein mitleidiges Herz, sondern auch alle Buttertöpfe voll .... Da trat Schwester Klara ein Knabe, anscheinend ein Handlanger beim Baugewerk, entgegen.

„Schwester, Schwester, ich weiß nicht, wie sie weiter heißen, aber Sie sollen schnell kommen!"

„Wohin?"

„'s ist ein Unglück geschehen beim Aufrichten des Fabrikschuppens auf der Cementfabrik. Ein paar Balken sind heruntergebrochen, wie's zugegangen ist, weiß kein Mensch, auch der Meister nicht ...."

„Allmächtiger Gott! — Giebt's viele Verletzte? — Oder — sind sie tot?" frug Schwester Klara, ernstlich aus ihrem sonstigen Gleichmut gebracht.

„Behüte! 's war gerade Frühstückszeit. Nur der erste Geselle war noch auf dem Platze und ist fast totgeschlagen."

„Liegt er noch auf der Fabrik?" frug Schwester Klara, zum Gehen bereit.

„Nein, sie haben ihn nach Haus gebracht."

„Wo wohnt er denn?"

„Bei Witwe Werner, der dicken Frau, die den Kaufladen hat, dicht neben der Cementfabrik, — da, wo es die schönen Rollmöpse giebt. Sie wissen's wohl?"

„Ja."

„'s ist das richtige Wunder, daß der Geselle noch nicht mausetot ist. Sie kommen doch?"

Schnell besonnen hatte die Gemeindepflegerin ein Blatt

aus ihrem Notizbuche gerissen, und ihre Bitte um eine Suppe an die junge Doktorin darauf geschrieben. Sie händigte das Blatt dem Handlanger zu sofortiger Besorgung aus, während sie zu dem Verunglückten eilte.

II.

Das Haus, in welchem Witwe Werner ihre vielfachen Geschäfte betrieb, war am entgegengesetzten Ende der Fabrikvorstadt gelegen, und ein massives, kasernenartiges Gebäude, in dem sich ungefähr ein Dutzend Arbeiterwohnungen befanden. Die betriebsame Frau hatte neben ihren Kostgängern auch noch einen flotten Kaufladen, in welchem die Arbeiter des Stadtviertels eigentlich alle gewöhnlichen Bedürfnisse einkaufen konnten: Kolonialwaren, Arbeitsanzüge und Schreibmaterialien, nebst Oldruckbildern der Kaiserfamilie, die gar nicht übel waren, und mit denen der Arbeiterstamm die Stube schmückte. Im Schaufenster war ein sauber und mühsam geschriebener Zettel ausgehängt, auf welchem zu lesen stand: Meine Kunden erhalten am Sonnabend ein Stück Seife gratis — eine Vergünstigung, von der namentlich die Arbeiter der Maschinenfabrik manchmal Gebrauch machten.

Von dem weiten und raschen Gehen erhitzt, öffnete Schwester Klara die Thüre — drinnen das unter diesen Umständen gewöhnliche Bild. Der junge Fabrikarzt und ein älterer als Chirurg bekannter Sanitätsrat, der schleunig herbeigeholt worden, waren zusammen bei der Arbeit. Schwester Klara riß eilig den schwarzen Wollumhang ab und hing ihn am Thürpfosten auf.

„Können Sie die Pflege übernehmen, Schwester?“ frug der junge Fabrikarzt, der mit der Gemeindepflegerin schon oft zusammen „gearbeitet“ hatte. „Giebt's viel zu thun? Die Gesundheitsverhältnisse sind im allgemeinen zufriedenstellend — aber Ihr »Predigen?« Nun, ich meine die sogenannte »Seelsorge?« Wie steht's damit?“

„Ich glaube, die Pflege übernehmen zu können, vorläufig wenigstens,“ beschied Schwester Klara kurz.

„Die Sache wird bald vorübergehen,“ unterrichtete der Sanitätsrat, indem er sein Besteck zusammenwickelte. „Der Bruch des Schlüsselbeins wird bei der kräftigen Konstitution des Kranken bald verheilen. Die Quetschung des dreieckigen Schulterknochens wird allerdings voraussichtlich starke Schmerzen machen, da das Armnervengeflecht mit der Schlüsselbeinarterie bedeutend in Mitleidenschaft gezogen ist. Aber die Anästhesie beginnt zu weichen!“ schloß der Arzt mit einem letzten prüfenden Blick auf den empfindungslosen Patienten, bei dem die Wirkung des Chloroforms nachzulassen begann. „Ich habe Eile, guten Morgen!“

Schwester Klara, die nun in Thätigkeit treten sollte, blickt dem Verunglückten teilnehmend ins Gesicht. Plötzlich erbleicht sie bis zum Tode und sinkt auf einen Stuhl. Sie kennt den Kranken, er ist .... Was klopfst du so laut, thörichtes Herz? .... Willst du dein Geheimnis verraten?

„Der Herr Kollege geht, um den Ruhm zu ernten, für seine »Geschicklichkeit«, uns aber verbleibt die Hauptsache,“ bemerkte der Fabrikarzt. „Was ist Ihnen denn, Schwester. Sie sehen aus wie eine Leiche auf Urlaub ....“

„Es ist nichts, Herr Doktor!“

„Halten Sie die Fenster hübsch offen — es ist für die Kranken und Pflegenden gleich wichtig. Übrigens ist das Krankenzimmer nicht übel, alles, was man unter diesen Umständen verlangen kann,“ meinte der Doktor, sich in dem ansehnlichen viereckigen Raum umsehend. „So unschön diese Arbeiterkasernen auch sein mögen, sind sie für städtische Verhältnisse doch praktisch, sie haben gewöhnlich ausreichend Luft und Licht, wenigstens in den obern Etagen. Am Abend komme ich wieder! Guten Morgen!“

Schwester Klara hatte sich gesammelt und ihren Platz am Lager des Kranken eingenommen.

Schwester Klara hatte sich gesammelt und ihren Platz am Lager des Kranken eingenommen. Noch einen Augenblick der Besinnung und sie rückt das Kopfkissen, glättet fast gewohnheitsmäßig die Decke, und zieht eine kleine Flasche Kölnisch Wasser aus der Tasche, mit welchem sie den Kranken zur Stärkung der Nerven besprengt. Dann nimmt sie dem Boten den Eiskübel ab, der aus der Eisgrube des Fabrikbesitzers herübergeschickt wurde, füllt den beigefügten Gummibeutel und legt ihn auf das gequetschte Schulterblatt. Der Kranke steht noch immer unter der Einwirkung des Chloroforms, er ist nicht mehr empfindungslos, aber apathisch.

So blieb es, ziemlich bis zum Abend. Dann kam Mutter Werner von unten herauf, die ihrem Namen durch eine gewisse Fürsorge für ihre Mieter jederzeit Ehre zu machen suchte. So etwas hilft auch zum Geschäft .... Sie war sehr erstaunt, den Sauerbraten und den Blümchenkaffee, den ihr Töchterchen für „Tante Schwester“ unten aus der Kostküche heraufgebracht hatte, noch fast unberührt zu finden.

„Herr meines Lebens, Sie essen ja noch nicht einmal wie ein Vögelchen — und noch dazu die Nachtwachen! Wie halten Sie's nur aus? Bei Ihnen ließe sich wirklich noch ein Profitchen machen.“

„Wie lange wohnt der Patient schon bei Ihnen, Frau Werner?“

„'s ist der erste Monat, er hat aber gleich für den zweiten vorausbezahlt .... Wie das Unglück zugegangen, kann sich keiner erklären. Ich habe meine Leute alle ausgefragt, sie meinen, daß ein böser

Streich im Spiele ist! — Wer bleibt hier zur Nachtwache?"

„Ich! Die erste Nachtwache hat jederzeit die Gemeindepflegerin zu leisten, bei Einzelnstehenden wenigstens. Dann erst pflegt sie sich ans Mutterhaus zu wenden."

„Nun, dann essen Sie wenigstens eine tüchtige Stulle und trinken mir hübsch ein Glas Bier dazu. Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen. Was giebt's unten schon wieder? Nicht einmal ein ruhiges Schwätzchen lassen sie einen machen . . . ."

Als Mutter Werner gegangen war, nahm Schwester Klara von dem Wein, den der Fabrikdirektor mit dem Eis herübergeschickt hatte, und ließ den Kranken trinken. Die Apathie schwand zusehends, und Schwester Klara sah den Augenblick herankommen, wo der Kranke sie erkennen würde, trotz der sieben Jahre, welche als Trennung dazwischen lagen, und ihrer veränderten, ernsten Tracht. Der Augenblick kam noch schneller, als sie geglaubt — der Patient, nachdem er getrunken, blickte sich mit großen Augen um, dann ruhte der Blick auf der Gestalt der Pflegerin. Und als sie das Gesicht abwandte, folgte er ihr mit den Augen.

„Was ist das? Wo bin ich? . . . Wer sind Sie denn," frug er vollständig klar.

„Die Gemeindepflegerin dieser Vorstadt."

„Unsinn, ich will wissen, wie Sie heißen?" Dann, sie genauer ins Auge fassend, sagte er: „Du bist ja Klara, meine Braut!"

„Sie müssen sich ruhig verhalten — Wundfieber darf nicht eintreten. Auch die Eisumschläge muß ich erneuern, alle dreißig Minuten."

„Nein, ich lasse mich nicht anrühren, bis du mir sagst, daß du Klara, meine Braut, bist. Gespenster und Spuk — damit habe ich nichts zu thun! . . Ja, du bist meine liebe, alte Klara," setzte er in Rührung hinzu. „Wahrhaftig, du gefällst mir in der schwarzen Tracht," lächelte er vergnügt, als ein Abendsonnenstrahl wie ein Heiligenschein verklärend über das unschöne Gesicht glitt. „Weißt du aber auch, daß unsere Verlobung fortbesteht, bis heute? Du gehörst mir!"

„Um Gottes willen, reden Sie nicht so!"

„Warum nicht? Wir waren schon einig, Mann und Frau zu werden, als wir noch bei deinem Vater auf der Schiefertafel schrieben. Du hattest freilich einen klügern Kopf. . . . Das war eine gute Zeit —"

Schwester Klara nickte leise, von der Erinnerung an eine glückliche Kindheit unwillkürlich bewegt. „Du darfst nicht viel sprechen, Franz!" bat sie in Angst und Besorgnis. . . . Vielleicht ließ sich auf diese Weise eher zum Ziele kommen.

Der Kranke mußte einen heimlichen Herzensston aus ihren Worten herausgehört haben, denn seine Augen leuchteten plötzlich in freudigem Glanze. Dann frug er weich, in Erregung und Schwäche: „Bist du noch böse?"

„Nein!" sagte Klara mit voller Wahrheit.

„Bleibst du auch bei mir?"

„Ja, ich bin deine Pflegerin!"

„Unsinn, du bist meine alte Braut, nichts anderes. . . . Ich weiß, daß ich ein Windhund war, aber das ist vorbei. Man ist nur einmal jung. Du aber warst immer ein bißchen zimperlich. Nimm mir's nicht übel — ich weiß ja, daß ein ordentliches Mädel zimperlich sein muß, aber manchmal wird's doch zu viel. Weißt du auch, daß sie dich den »kleinen Schulmeister« nannten? . . . Wahrlich, ich habe immer an dich gedacht, aber ich schämte mich auch, deshalb ließ ich nichts von mir hören, sieben Jahre lang! . . . Es scheint mir selbst unmöglich, und doch ist's so . . . . ."

„Quäle dich nicht mit Vorwürfen um meinetwillen, Franz," bat Klara.

„Ja, du bist immer gut gewesen, darum konnte ich dich eben nicht vergessen. Es haben mich Puppenköpfe genug angelacht, blonde und schwarze, ebenso wie zu Hause. Ich aber habe sie alle an der Nase herumgeführt — denn keine war wie du!"

„Du schadest dir mit dem Sprechen, o schweige, Franz, ich bitte dich!"

„Gut, ich will still sein, mäuschenstill. Du hast immer mit mir im Grunde machen können, was du wolltest. Allmächtiger Gott, womit habe ich das Glück verdient, dich wiederzufinden, Klara? Jetzt, wo ich schon die Hoffnung aufgegeben hatte, und nahe daran war . . . ." Er stockte plötzlich. „Nicht wahr, du hast ganz gewiß keinen Groll mehr auf mich?"

„Nein, nein, Franz!" versicherte Klara thränenschluckend.

„Ein Spitzbube wollte mich verderben heute morgen! Aber es ist anders gekommen. Ich bin ein glücklicher Mann geworden, denn meine Schuld ist mir vom Herzen genommen! Ja, Gottes Wege sind wunderbar! Jetzt weiß ich's auch!"

„Ich möchte dir eine Suppe kochen in Frau Werners Küche," versuchte Klara in Seelenangst abzulenken. „Du hast den ganzen Tag noch nichts gegessen. Darf ich?"

„Eine Suppe? O, wie sie mir schmecken wird! Aber komm gleich wieder! Nein, bleib lieber ganz hier. Ich mag keine Suppe haben. Geh nur nicht fort."

Aber Schwester Klara hielt die Thüre schon in der Hand, wie zur Flucht. Notwendigerweise mußte sie das eigene Gefühl verraten. Nur ein Entweichen vermochte sie augenblicklich zu retten. Auch war es notwendig, daß der erschöpfte Patient einen Abendimbiß genoß.

Unten beim Kochen überlegte sie, ob sie nicht schleunig eine andere Pflegerin besorgen solle. Sie brauchte nur dem jungen Doktor zu sagen, daß sie in ihrer Eigenschaft als Gemeindepflegerin unabkömmlich sei. Aber was war damit erreicht? Nun, da Franz Graßhof sie wiedergesehen hatte, konnte er jederzeit ihren Weg kreuzen.

Droben verwarf sie den Gedanken wieder. Der Kranke litt an den vom Sanitätsrat vorausgesehenen Schmerzen und winmmerte laut. Nur ihre Gegenwart schien ihn zu beruhigen. Da er den stark in Mitleidenschaft gezogenen rechten Arm nicht bewegen konnte, mußte ihn Schwester Klara wie ein Kind füttern. Doch aß er mit gutem Appetit, und als der junge Fabrikarzt kam, fand er den Patienten in verhältnismäßigem Wohlbefinden.

„Reich mir deine Hand, Klara, damit ich schlafen kann," bat der Kranke. „Willst du nicht?"

Zögernd gab Klara die Hand. Der Verunglückte umklammerte sie mit seinen schwielenvollen Fingern fest wie Eisen. Dann schlummerte er ein.

Die kurze Sommernacht brach an. Die Lichter erloschen, das Hämmern, Klopfen und Pfauchen der Maschinen hatte aufgehört, jetzt erklang auch das Klingeln der Pferdebahn zum letztenmale. Die unruhigen, lauten Geister einer vielgestaltigen Zeit, die sich in der Fabrikvorstadt ein Stelldichein gegeben zu haben schienen, waren wenigstens auf Stunden zur Ruhe gekommen. Schwester Klara öffnete abermals die Fenster, um die reinere, staubfreie Nachtluft als Heilmittel eindringen zu lassen. Dann setzte sie sich zur Nachtwache ans Bett, um die Eisumschläge vorschriftsmäßig regelmäßig zu wechseln.

BLB Karlsruhe

Der Kranke schlief sanft, wie durch ihre Nähe beruhigt. Die am Abend schmerzvoll verzogenen Züge waren friedlich und schön. Bei ihrem guten Verstande hatte sie sich in ihrer samariterischen Thätigkeit ziemlich bedeutende Menschenkenntnis erworben, und ein sicheres Gefühl sagte der Gemeindepflegerin, daß der Jugendgeliebte brav geblieben war. Das war ein großer Trost für ihr Herz. Verachten, wo man geliebt, tief und innig geliebt — Gott sei gnädig und bewahre jedes Menschenherz vor solchem Jammer! Ob er auch Treue halten gelernt hatte, echte, wahre Treue, die an der geliebten Hand nur auf das eine feste Ziel blickt? Ehemals hieß es: andre Städtchen, andre Mädchen! Es gab auch keine, die ihm nicht zugelächelt hätte, wenn er sie nur ein klein wenig verliebt anblinzelte. Sie waren Nachbarskinder gewesen und die besten Spielkameraden. Als Klaras Vater, der Lehrer, gestorben war, hatte die Mutter das Schulhaus räumen müssen, und war mit der einzigen Tochter in die Stadt gezogen, wo sie sich mit der Nadel ernährten. Franz Graßhof hatte als zweiter Sohn eines wohlhabenden Hofbesitzers, wie gebräuchlich, ein Handwerk lernen müssen, und hatte dort bei einem Zimmermeister in Arbeit gestanden. Fast wortlos war man überein gekommen, sich fürs Leben anzugehören. Allabendlich war er im Hause, plaudernd, vorlesend oder harmonikaspielend, während Klara stillschweigend anfing, den Brautkoffer zu rüsten. Einmal war sie auch mit ihm zum Tanz gegangen. Aber die Lehrertochter war in andern Anschauungen erzogen, als die Mädchen, die hier eine Rolle spielten. Auch ihr Verlobter schien hier ein anderer zu sein, nicht der, dessen treue Lebensgefährtin sie werden wollte. Er verstand es ganz vortrefflich, „mitzuthun", was das schärfer ausgeprägte Wesen Klaras nicht begriff. Als er sie wieder zum Ausgehen aufforderte, schlug sie es ab — sehr kurz. Aus Ärger ging er allein. So folgte Verstimmung auf Verstimmung, Mißverständnis auf Mißverständnis, bis der „schöne Franz" eines Tages nach einer Großstadt auf Arbeit gegangen war. Er schrieb noch ein paarmal, sie antwortete in alter Herzlichkeit. Dennoch hörten die Briefe bald auf, und man erzählte sich, daß er eine andere Braut habe.

Zu dieser Zeit starb Klaras Mutter, und sie stand allein. Wohin? . . . Die Thätigkeit einer Weißnäherin füllte zwar ihre Zeit, nicht aber ihren Sinn aus. Da erschienen in den Zeitungen Aufforderungen zum Samariterdienst — es war Klara wie ein Wink des Himmels! Wer war wohl mehr geeignet dazu, als sie, die elternlose Waise? Ein gesunder Körper, ernster Sinn, und ein Herz voll Liebe — ohne Gegenliebe! Verstand sie es nicht wie die andern Mädchen zu lieben, so wollte sie ihr Herz Gott weihen und ihren Mitmenschen.

Hinter ihr lag eine schwere, aber friedenvolle Zeit, in welcher sie das Werk liebgewonnen, dem sie sich geweiht. Ihre größere Befähigung und Bildung erkennend, namentlich ein gewisses organisatorisches Talent, hatte man sie zur Gemeindepflegerin gemacht. Denn wie die Krankenpflegerin die Martha des Samariterdienstes ist, so ist die Gemeindepflegerin die Maria. Ein Kind des Volkes, und doch gebildeten und selbständigen Geistes, verstand sich die Lehrertochter bald Ansehen zu verschaffen, selbst in der schwierigen Stellung der Gemeindepflegerin einer mit unsaubern Elementen reichlich durchsetzten Fabrikvorstadt. Sie hatte Anhalt gefunden, auch in der Welt, und genoß das Vertrauen der Frauen und die Liebe aller Kinder. Aber auch manch rußige Männerhand streckte sich ihr in aufrichtiger Herzlichkeit entgegen, und selbst der verbissenste Sozialdemokrat grüßte sie achtungsvoll, wenn sie auf ihren Samaritergängen an ihm vorüberhuschte, denn er hatte sie allmählich als guten, hilfreichen Geist kennen gelernt.

Und nun — plötzlich? Sie hatte die Kirchhofsruhe ihres Herzens als Wohlthat empfunden, nach den schwersten innerlichen Kämpfen. Aber sie müßte kein gesund und ideal angelegtes Weib gewesen sein, wenn sie jemals ihre Liebe hätte vergessen können. Sie sah viele Nachtseiten des Lebens, aber sie hatte auch oft reines, echt menschliches Glück wahrgenommen, hochbeseligend, wie es nur die irdische Liebe verleiht. . . . . Auch war er nicht untreu, nein, jetzt wußte sie es gewiß. Indem sie den Atemzügen des Kranken lauschte, unbewußt mit zärtlichster Sorge, frug sie immer wieder: Allmächtiger Gott, was soll ich thun?

III.

Das Martinsstift, eine Wohlthätigkeitsanstalt zum Zweck der Unterstützung der Arbeiterfamilien, bestand aus einem Waisenhause, einer Kleinkinderbewahranstalt und dem Ökonomiegebäude, nebst dazu gehörigem großen Garten. Die kleine Wohnung der Gemeindepflegerin lag nach der Gartenseite hinaus, ein angeklebtes grünumbuschtes Schwalbennestchen.

Schwester Klara war gegen Abend nach Hause gekommen, da der Kranke dringend die Ruhe für sie begehrte und sich Mutter Werner teilnehmend zur heutigen Nachtwache erboten hatte. Sie ging in ihrem kleinen schachbrettartig eingeteilten Garten umher, der gewissermaßen ein Anhängsel des großen Ökonomiegartens bildete. Die kühle Abendluft that ihr gut nach der Nachtwache und den Aufregungen der beiden letztvergangenen Tage. Gewohnheitsmäßig richtete sie hier das Köpfchen einer Blume empor und jätete dort ein Unkraut aus. Jetzt blieb sie vor ein paar hochgewachsenen wurzelechten Edelrosen stehen, die ihr ein kleiner Handwerker in diesem Frühling selbst eingepflanzt hatte, für die Pflege seines kranken Kindes. Sie standen nahe an ihrem Fenster und trugen ihre ersten Blüten, und ihr Duft zog wie der Weihrauch eines Dankopfers in ihr Zimmer hinein. Erfreut und bewundernd vermochte sie sich nicht zu entschließen, eine derselben zu brechen.

„Tante Schwester, wo bist du?" klang es plötzlich von weitem.

Die Fragerin war eine junge Arbeiterin mit großem Korbe, die eilig über ein Beet sprang, weil ihr der Kiesweg zu weit schien zu ihrem Ziele.

„Gustel, bist du's?"

„Freilich bin ich's — ich mußte einmal vorsprechen. Als wir Feierabend machten in der Plättstube, erbot ich mich, die geplätteten Chemisettenhemden selbst dem Herrn Ingenieur nach der Fabrik zu tragen, nur damit ich einen Guck zu dir hineinthun konnte."

„Du hast's gewiß recht schwer gehabt diese Woche?" frug die Gemeindepflegerin teilnehmend. „Die Hitze war groß: das ist böse für deine Arbeit!" setzte sie mit prüfendem Blick hinzu. Allerdings erschien das junge Mädchen blaß, nur die dunkeln Augen strahlten in Licht und Gesundheit. Dazu eine anmutvolle, nette Gestalt, schönes, glatt gescheiteltes Haar, überhaupt alles blitzsauber, wie frisch abgeseift und „auf neu geglättet", machten Gustel Friedrich zu einem auffallend hübschen Mädchen. „Bist du gesund geblieben in deiner Plättstube?"

„Gottlob, nur manchmal wurde mir ein bißchen schwach. Was du für herrliche Rosen hast! Darf man sie brechen? . . . Nein, du willst es nicht . . . ."

BLB Karlsruhe

„Komm, ich gebe dir Kirschen dafür. Das ist gut für dich zur Erfrischung. Sie sind gerade zum Anbeißen, wie die Spatzen und Stare auch wissen. Halt die Schürze auf, Gustelchen!“

Diese stand schon unter dem Kirschbaum und ließ die abgepflückten Kirschen in das blütenweiße Schürzchen kugeln. Dann fing sie an, vergnügt zu schmausen.

„Du wirst müde sein vom Stehen den ganzen langen Tag. Wir wollen uns dort in die Laube setzen!“

Sie saßen bald zusammen im Grünen. „Nun kann ich dir auch ordentlich erzählen,“ begann Gustel.

„Erzählen? Aus deiner Plättstube?“

„Behüte — von der Landpartie!“

„Du warst dabei? Wann?“ frug Schwester Klara etwas verwundert.

„Neulich, am Sonntag! Bist du böse?“

„Böse? Nein! Nur erstaunt.“

„Weil ich mir vorgenommen habe, auch Schwester zu werden? Manchmal ist mir's auch, als ob ich nicht dazu passe — eine Schwester Klara werde ich ganz gewiß nicht .... Aber Plätterin bleibe ich auch nicht!“

„Ich glaube, es ist am besten für dich, wenn du Kindergärtnerin wirst,“ überlegte Schwester Klara laut. „Die Kinder hängen wie Kletten an dir.“

„Wenn du meinst — mir ist's recht,“ erwiderte Gustel etwas kleinlaut. „Ich will sie auch sehr lieb haben! .... Aber die Partie! Ach, es war zu schön, das Wetter, die Fahrt, der Wald, das Kaffeekochen und Erdbeerpflücken und zuletzt gar noch das Tanzen!“

„Wie kamst du eigentlich dazu? Wer war noch dabei?“

„Ein Bekannter hatte mich eingeladen, ein Zimmermann: Gustav Henkel. Ich hatte ihn im vorigen Winter im Konzert kennen gelernt, an Kaisers Geburtstag. Seit dieser Zeit hat er's auf mich abgesehen ....“

„Natürlich ist er doch brav, Gustel?“

„Das kann man gerade nicht behaupten,“ sagte Gustel sehr aufrichtig, „wenigstens munkeln die Leute allerlei. Darauf kann man aber doch nicht gehen. ... Ich wäre aber doch lieber mit einem andern gegangen. Er war aber der einzige, der an mich gedacht hatte. Er schickte mir eine wunderschöne Einladungskarte, auf welche er selbst meinen Namen geschrieben hatte ....“

„Ich begreife dich nicht!“

„Ach, meine Lust war gar zu groß! Sei mir nicht böse! .... Wenn man die ganze Woche in der dunstigen Plättstube steckt, kann man Sonntag-Nachmittags unmöglich zu Hause bleiben. Man weiß ja sonst auch gar nicht, wie schön die Welt ist!“

„Wohin ging die Fahrt?“

„Nach dem Kuckuck! Du kennst doch das Forsthaus am Walde?“

Schwester Klara schüttelte nur das Haupt. Sie kam eigentlich niemals über die Vorstadt hinaus.

„Nun, es ist ganz reizend dort. Das Forsthaus liegt ganz unter Bäumen versteckt, aber eine grüne Wiese ist auch dabei, auf welcher der Kaffee gekocht wurde. Es wurde ein ordentliches Feuer angemacht, und der Wasserkessel darüber aufgehängt. Die Herren suchten dürres Holz, und wir Mädels bereiteten den Kaffee .... Nachher freilich gab's auch Verdruß ....“

„Für dich? Mit wem?“

„Eigentlich hätte ich doch nicht mit dem Henkel gehen sollen. Nun mußte ich mit ihm fertig werden. Du weißt ja, ich kann meinen Mund gebrauchen!“

„O ja!“

„Tante Schwester, wo bist du?“ klang es plötzlich von weitem.

„Nun, hier war's notwendig genug. Er hat auch für jede Schmeichelei eine tüchtige Grobheit bekommen, und sie alle eingesteckt. Endlich war's ihm aber doch zu bunt, schon der andern wegen. Er that böse, ließ mich laufen und setzte sich zum Trinken mit den andern, die auch üble Laune hatten. Mir war's ganz recht. Mit der neuen Jungfer der Frau Fabrikdirektor ging ich Erdbeeren pflücken! Wir verirrten uns auch ein bißchen im Walde, und fingen schon an, uns zu graulen. Es hätte auch wirklich schlimm werden können, wenn uns ein Kollege Henkels nicht nachgeschlichen wäre. Er hatte es bemerkt, wie ich ihn abgefertigt hatte, und sich darüber gefreut, und kam mir nach, um mir das zu sagen. O, er war ganz fein, ein richtiger Graf, und dabei so lustig. Wir schwatzten, lachten, sangen. Ich aber merkte bald, daß er es auf mich abgesehen hatte, und ließ mir's gerne gefallen ....“

„Gustel, du gefällst mir nicht mehr!“ tadelte Schwester Klara scharf.

„Nimm's diesmal nicht so streng. Lieber Gott, man ist doch nur einmal jung, und er war nun einmal so, wie ich mir die netten Männer immer vorgestellt hatte. Man hat doch auch seine Gedanken, wenn man so Tag für Tag am Plättbrett steht und Halskragen und Manschetten für alle möglichen Herren plätten muß. Er ist übrigens auch vom Bau an der Cementfabrik .... Freilich, die Strafe ist nicht ausgeblieben!“

„Wieso? — Du hast sie jedenfalls verdient,“ sagte Klara mit der Miene des „kleinen Schulmeisters“.

„Der Henkel hatte getrunken und war gewaltig eifersüchtig. Als mich der andere nun auch zum Tanzen holte, kannte er sich nicht mehr. Glücklicherweise war

der Vorstand auf meiner Seite, und erklärte, daß wir Mädchen auch mit andern tanzen könnten, als mit unserem Einlader. Der Henkel war rasend und ging in Wut . . . ."

„Gustel, was richtest du für Unheil an!" schalt Schwester Klara mit wirklichem Kummer.

Gustel fühlte den Ernst der Worte und erschrak.

„Ach, ich weiß ja, daß ich mich fortreißen ließ," sagte sie reuig, „aber wenn man nun 'mal so dazwischen ist, muß man doch auch mitthun. Es ist besser, ich bleibe künftig immer zu Hause, oder komme zu dir, Schwester Klara!"

Klara schwieg, in ihrem jetzigen Seelenzustand war sie unfähig, mit Ernst den „kleinen Schulmeister" zu spielen.

„Ich will bald die weiße Haube tragen, wie du: dann ist's vorbei!" schloß Gustel resigniert.

Jetzt erhob Klara energischen Widerspruch und sagte: „Nein, damit ist's weiter als jemals! Das Kleid der Diakonissinnen ist kein Unterschlupf. Du magst Plätterin bleiben. Wenn ich auch deiner verstorbenen Mutter versprach, dir den Weg zum Samariterdienst zu bahnen, weiß ich doch, daß auch sie jetzt anders denken würde. . . . . Hast du deinen Liebhaber wiedergesehen?"

„Nein!" sagte Gustel aufrichtig. „Er begleitete mich bis an die Waschanstalt, da es unsicher war auf den Straßen vor betrunkenen Arbeitern, und weil ich mich vor dem Henkel fürchtete. Beim Abschied gab er mir die Hand, das ist alles!"

Klara schien beruhigt.

„O, sei mir nicht böse, Tante Schwester," bat sie kindlich. „Du weißt nicht, wie einem armen Mädchen zu Mute sein kann, wenn, wenn . . . . Nein, du verstehst das nicht! . . . Was ist dir? Du wirst blaß —"

„Mir? — Gar nichts!" wehrte Klara ab. „Ich rate dir, recht emsig bei der Arbeit zu sein, und mich recht oft zu besuchen. Wie viel Chemisettenhemden plättest du den Tag?"

„Alle Viertelstunden muß eins fertig sein! Du siehst, ich bin tüchtig in der Übung!"

„Allerdings! — dann mußt du freilich am Sonntag frische Luft haben! Wir wollen manchmal einen Spaziergang ins Feld hinaus machen."

Gustel nickte mit sauersüßer Miene. Der Sonntagsspaziergang war herzlich gut gemeint, aber es schien ihr ein schlechter Ersatz.

„Und wenn er uns dann begegnet und dich grüßt, oder auch einmal anspricht, so schadet das auch nicht viel!" setzte Schwester Klara zu großer Überraschung Gustels plötzlich hinzu. „Ich halte es nämlich für notwendig, daß die Sache abgewartet wird."

„O, was du gut bist!" sagte Gustel freudig und überrascht.

„Wenn er ein braver Mann ist, kannst du eine glückliche Frau werden! Aber es ist spät geworden. Du mußt nach Hause, Gustel, es wird dunkel sein, ehe du in der Waschanstalt bist."

IV.

„Ich kann dir gar nicht sagen, wie wohl mir ist, trotz der Schmerzen, fast wie neugeboren! Wahrhaftig, 's ist mir wie ein Traum, daß du neben meinem Bette sitzest, und nicht mehr böse auf mich bist . . . ."

„Nein, Franz, ganz gewiß nicht!"

„Ja, du warst immer mein guter Kamerad, schon in der Schule. Weißt du noch, wie ich uns einst eine Schaukel gemacht hatte, nur für uns beide?"

„Ja, es war eine schöne Zeit, so schön kann's niemals wieder werden!" sagte Klara gedankenvoll.

„Mache dir keine Gedanken, alle Windbeutelei ist verflogen! Ich bin zu glücklich, daß du wieder gut bist. Nimm einmal dort die Bibel vom Bücherbrett und lies mir vom verlorenen Sohn. Ganz so schlimm habe ich's nicht gemacht, aber es schadet doch nichts."

Klara las vom verlorenen Sohn, der Kranke hörte andächtig zu. Dann plauderten sie wie alte Bekannte. So verging der Tag in ungetrübtem Beisammensein und seliger Freude für Klara. Für Franz aber waren es Stunden der Einkehr und Heiligung, was sein Herz bewegte, ging ihm über die Zunge.

Während der Nachtwache kam Klara zu festem Entschluß. Mit überwältigender Gewalt fühlte sie sich gezwungen, ihr Amt niederzulegen und dem Geliebten anzugehören. Es war ein wunderbares, schwer zu verstehendes Geschick, aber die Bahn war ihr klar vorgezeichnet durch ihr Herz, und das Werk der christlichen Barmherzigkeit stand ihr zu hoch, um es mit geteiltem Herzen ausüben zu können. Ein Weib, das liebt, und wenn sie sonst auch noch so hoch über ihre Schwestern hinausragt, ist eben wie alle ihresgleichen, für eine Weile wird und muß sie alles vergessen über jenem einen: der Liebe!

Am Nachmittage des folgenden Tages kam Frau Werner herauf und erklärte, nochmals die Nachtwache übernehmen zu wollen.

Während der Kranke leise schlummerte, erzählte sie Schwester Klara, daß ihre Kostleute ihr berichtet hätten, daß dem Unglücksfalle, von welchem ihr Mieter betroffen sei, wahrscheinlich ein Schurkenstreich zu Grunde liege. Die Baukommission habe bereits festgestellt, daß ein Querbalken der aufzurichtenden Giebelwand angesägt gewesen sei, unweit der Verzapfung. Vermutlich sei die That in erster Morgenfrühe geschehen. Der Thäter werde gewiß ermittelt werden. Man habe bereits Verdacht.

Schwester Klara bat Frau Werner, vorläufig über die Sache zu schweigen, um den Kranken nicht zu beunruhigen. Der Kranke sei sehr reizbar, und jede Erregung augenscheinlich schädlich.

Dann ging sie heim.

Wie immer dankte sie mit Demut und Freundlichkeit, wenn sie angesprochen wurde. Aber, von ihren Gedanken in Anspruch genommen, sah sie nicht mit früherer Teilnahme auf die spielenden Kinder, und als die Frau eines kleinen Handwerkers sie zu sich ins Haus winken wollte, blickte sie nach der andern Seite.

Daheim erschloß sie den halbgefüllten Brautkoffer und ließ die aufgesammelten Schätze durch die Finger gleiten, in rührender Erinnerung an die verstorbene Mutter, welche das Leinen für die Tochter gesponnen und zubereitet hatte. Dann begann sie Pläne für die zukünftige Einrichtung zu machen. Anstatt der Mietwohnung konnten sie auch ein eigenes Häuschen haben, die paar hundert Thaler elterliches Erbteil wären zum Bau oder Ankauf eines solchen gut und sicher angelegt gewesen. Dann schloß sie den Kleiderschrank auf, um eines ihrer früheren Kleider anzuprobieren. Absichtlich wählte sie eins, in welchem sie mit Franz spazieren gegangen war, wie um wieder an die Jugendzeit anzuknüpfen. Aber die Anprobe stellte sie doch nicht zufrieden. Sie kam sich fremd vor in der weltlichen Kleidung und griff bald wieder nach dem dunkeln Gewand, in welchem sie jederzeit so sicher und schlicht über die Straßen ging, selbst in den rohesten Volkshaufen hinein. Aber als Franz' Gattin würde sie sich schnell wieder an die weltliche Kleidung gewöhnen. Dann dachte sie wieder, welches Aufsehen ihre Verhei-

BLB Karlsruhe

ratung machen würde in den betreffenden Kreisen. Wahrscheinlich würde sie dieselbe laute Mißbilligung erfahren, wie neulich die Verlobung einer Schwester mit einem jungen Arzt des Krankenhauses. Aber auch keine Rücksicht auf das Gerede der Welt durfte sie zurückhalten. Neben Franz' Bette sitzend, hatte sie Gott mit heißem Flehen ihre Bedrängnis vorgetragen, und ihn gebeten, sie aus der Qual des Zweifels zu erretten. Umsonst blickte sie aus nach irgend einem Zeichen, das ihr den Pfad wies, so konnte sie nur den Weg gehen, zu welchem sie die wiedererwachten heißen Jugendgefühle trieben!

Gegen Abend ging sie nach der Cementfabrik, da ihr die Frau Fabrikdirektor einige Erfrischungen für ihre Kranken in Aussicht gestellt hatte. Zurückkehrend fand sie auf dem Tische einen Zettel von Gustels Hand. Er lautete:

„Liebe Tante Schwester!

Es thut mir ganz furchtbar leid, daß ich Dich nicht zu Hause getroffen habe. Ich muß Dich durchaus bald sprechen über etwas Schreckliches. Ich bin sehr unglücklich! Nimm es auch nicht übel, daß ich mir doch eine Hand voll Rosen aus Deinem Garten abgepflückt habe. Ich komme wieder, sobald ich kann.

Deine Gustel Friedrich."

Was fiel der Gustel ein? Was hatte sie „Schreckliches" mitzuteilen? Sie war eigentlich immer noch ein Kindskopf. So ungefähr dachte Schwester Klara, als sie ihr Lager aufsuchte.

Die Sprechstunde am Morgen ward etwas eilig abgethan. Während der Nacht hatte sie wachend und träumend den Plan eines eigenen Häuschens weiter ausgesponnen. Was würde Franz dazu sagen? . . . Sie freute sich unendlich, mit ihm davon sprechen zu können.

Gewohnheitsmäßig trat sie leise ins Krankenzimmer. Der Kranke bemerkte sie nicht, umso besser konnte sie ihn beobachten. Aber schon der erste prüfende Blick sagte ihr, daß mit dem Kranken eine wesentliche Veränderung vorgegangen sei. Worin diese Veränderung eigentlich bestand, war Schwester Klara nicht klar, noch weniger vermochte sie sich die Ursache zu erklären. Er saß zwar aufgerichtet im Bette, auch lag lebhaftes Rot auf seinem Gesichte, aber der Blick war sonderbar unruhig.

„Wie geht es dir heute, Franz?"

„Ausgezeichnet!" Er versuchte sogar eine Walzermelodie zu pfeifen. „Sieh 'mal her!" Dabei zog er einen Strauß Rosen hervor — es waren die ängstlich gehüteten, dennoch geplünderten Rosen aus Klaras Garten!

Klara war leichenblaß geworden, der Patient bemerkte es nicht. In ihrem Herzen ward es plötzlich taghell und finstere Nacht zugleich. Wo hatte sie denn ihre Gedanken gehabt? . . . Ja, der Zimmermann, der „Graf" von Gustels Landpartie war kein anderer als Franz Graßhof. Und der Henkel hatte aus Rache und Eifersucht den Schurkenstreich verübt, dessen tödliches Opfer der Kranke um ein Haar geworden wäre. Das neugeträumte Glück fiel zusammen wie ein Kartenhaus, und ließ nichts zurück als Reue und Beschämung.

„Sieh mal die Rosen, Klara, sind sie nicht schön?" frug der Kranke, den Strauß zur Nase führend. „Famos!"

„Herrlich! Wer hat sie dir gebracht?"

„Ah, das möchtest du wohl gern wissen?" lachte der Kranke. „Nun, vor dir darf ich kein Geheimnis mehr haben. Ein hübsches Mädel schickt sie mir, oder hat sie vielmehr unten bei Muttern abgegeben," berichtete der „schöne Franz", ganz wie früher.

„Woher kennt sie dich denn?"

„Wir waren neulich im Grünen zusammen zu einer Landpartie auf dem Kuckuck. Der Kuckuck ist ein lustiger Vogel, und so habe ich ihr tüchtig die Cour geschnitten. Verlernt hab ich's nämlich immer noch nicht, ich hatte ja auch den »kleinen Schulmeister« noch nicht wieder bei mir. Die Gustel Friedrich ist aber auch ein scharmantes Kind, famoses Mädel, im Geschäft Plätterin. Der arme Piepvogel steckt den ganzen Tag in der Stube, darum war sie aber auch richtig aus dem Häuschen. Ich sage dir, Klara, wir haben uns nicht zusammen gelangweilt, und der Gustav Henkel, der sie eingeladen und für sie bezahlt hatte, war wütend eifersüchtig. Ich fürchtete zuletzt, er würde ihr etwas anthun. Aber, Unsinn, das ist alles vorbei, seit ich dich wiedergefunden habe, Herzchen!"

„Du regst dich auf, Franz. Dein Zustand ist nicht so gut, als die vorhergehenden Tage, die Haut ist heiß und trocken und der Puls geht beschleunigt."

„Unsinn, es geht mir mancherlei im Kopfe umher, das ist's?"

„Du mußt dich wirklich ruhiger verhalten!"

„Ach, Klara, ich bin so glücklich, daß du nicht mehr böse auf mich bist!" sagte der Kranke dankbar und erleichtert, ganz wie neulich.

Klara antwortete nicht, absichtlich vermied sie, über etwas zu sprechen, was auf ihr beiderseitiges Verhältnis Bezug haben konnte. Mehr um seinen Gedanken eine bestimmte Richtung zu geben, und um ihre Idee auf ihre praktische Brauchbarkeit prüfen zu lassen, sprach sie aber von ihrem Plane eines Hausbaues, zu welchem sie ihr elterliches Erbteil verwenden wollte. Franz war auch sofort wieder Feuer und Flamme.

„Du bist immer ein gescheites Frauenzimmer gewesen!" sagte er. „Das Ding kann prächtig gehen. Die Bausteine sind augenblicklich billig, weil die Bauwut nachgelassen hat, besonders durch die Streiks. Ich werde die Sache schon einrichten. Donnerwetter, nun soll ich gar noch Hausbesitzer durch meine alte Jugendliebe werden!"

Klara war nur halb zufriedengestellt, und bei zunehmender Verschlimmerung des Zustandes verging der Tag für sie peinvoll und unglücklich. Auch die Wunde zeigte sich plötzlich mißfarbig, und fing an, von neuem heftig zu schmerzen. Der junge Fabrikarzt schüttelte den Kopf, konnte sich die Veranlassung nicht erklären.

„Wenn ich Sie nicht als die gesetzteste Person von der Welt kennte, würde ich glauben, mit dem Kranken sei etwas Unverantwortliches geschehen!" sagte er fast böse. „Morgen werde ich den Sanitätsrat mitbringen!"

Als die Fiebermessung vierzig Grad ergab, erkannte Klara mit Klarheit die Gefahr, und das wiedererstandene Weib in ihr litt unsäglich. Unbewußt hörte sie auf, dem Bruder als Schwester zu dienen, und saß händeringend, ein gebrochenes Weib, am Bette des Geliebten.

Gegen Morgen hörten die Schüttelfröste auf, auch das Bewußtsein ward wieder klar. Aber die Entzündung der Wunde war noch nicht gehoben und drohte mit übelster Rückwirkung auf das Gesamtbefinden. Auch der Sanitätsrat war noch nicht zufrieden.

„Das ist 'mal wieder so ein Fall, für den es keine Erklärung giebt," sagte er nachsinnend. „Von Haus aus keine gefährliche Sache, dazu die beste Pflege und doch.... Apropos, Schwester Klara, ich kann Sie nicht einmal hier lassen — wir müssen durchaus noch ein paar richtige Krankenpflegerinnen haben. Der Gesundheitszustand ist plötzlich recht schlecht geworden...." wandte er sich an die Pflegerin.

BLB Karlsruhe

Klara erbleichte. War's möglich, daß man sie von der Seite des Geliebten reißen wollte, jetzt, nachdem sich die Fasern ihres Herzens wider Willen wieder festgewurzelt hatten? Aber es gab keinen Widerspruch.

„Telegraphieren Sie noch heute ans Mutterhaus, damit ein paar erfahrene Pflegerinnen sofort geschickt werden. Ruhr und Typhus giebt's nicht oft mehr vereinzelt, und Sie müssen wieder nachsehen, kontrollieren, damit sich keine Krankheitsherde entwickeln. In einem Fabrikorte darf so etwas am wenigsten versäumt werden.... Setzen Sie sofort die Depesche auf. Wann kann die Ablösung hier sein?"

„Vielleicht heute abend, sicherlich aber morgen früh," überlegte Klara.

„Da die Schüttelfröste nicht wiedergekehrt sind, halte ich die Gefahr für beseitigt," fuhr der Sanitätsrat, nach abermaliger scharfer Beobachtung des Kranken, fort. „Dennoch versteht sich die äußerste Vorsicht von selbst, und der Patient hier hat ohnehin ein doppeltes Anrecht auf die beste Pflege. Wissen Sie schon, Kollege, daß man den vermutlichen Urheber des Unglücksfalles gefänglich eingezogen hat?" wandte er sich an den Fabrikarzt.

„Ich hörte davon sprechen."

„Man vermutet Rache und Eifersucht — die Welt wird doch niemals vernünftig. Ich hoffe, daß der Rückfall in zwei bis drei Tagen vollständig überwunden ist, damit die Vernehmung des Patienten erfolgen kann."

Nachdem die Ärzte gegangen waren, setzte sich Klara nieder, um die Depesche aufzusetzen.

„Was schreibst du denn, Klara?" frug der Patient leise.

Sie schwankte zuerst, ob sie Auskunft geben sollte, hielt es aber doch endlich für besser, den Kranken auf ihr baldiges Weggehen vorzubereiten.

Es machte auch nur geringen Eindruck. Der Patient schien in seinen Gedanken von mancherlei anderem beschäftigt, besonders auch von dem geplanten Hausbau, dessen Einzelnheiten er sich in Gedanken zurechtlegte. Endlich sagte er: „Gieb mir doch ihre Rosen einmal her!"

Klara, die die Blumen schon am Morgen ins Wasser gestellt hatte, reichte sie herüber.

„Auch die Visitenkarte!"

Klara nahm das kleine Blättchen, auf dem neben Gustels gedrucktem Namen „Mit allerherzlichster Teilnahme" von ihrer Hand geschrieben stand, und gab es dem Kranken.

„Visitenkarten sind eine überflüssige Ausgabe für arme Plätterinnen," entfuhr es ihr unwillkürlich.

„Du bist immer noch der »kleine Schulmeister«," sagte der Kranke verletzt. „Daß sie sich wie ein Fräulein, ein richtiges, trägt und hat, gefällt mir von ihr. Du kennst sie nicht."

„Doch, Franz, ich kenne sie."

„Warum nicht gar? Nun, hab' ich unrecht? Ist sie nicht ein scharmantes Mädel?"

„Freilich ist sie ein braves, liebes Kind. Ihre Mutter habe ich in ihrer letzten Krankheit gepflegt, natürlich nur neben der Tochter. Ich habe auch der Mutter versprochen, der Gustel die Wege zu ebnen, wenn sie vielleicht auch Schwester werden will."

„Das darf sie nicht, nein, Klara, das ist nichts für sie! Das Mädel kann einen jungen ordentlichen Kerl sehr glücklich machen.... Setze doch einmal deine weiße Mütze ab!" gebot Franz mit dem Eigensinn des Patienten.

„Warum?"

„Ich will sehen, wie du ohne deine Kappe aussiehst."

Klara widerstrebte anfangs, dann that sie es doch.

„Bleibe so — ich bitte! 's ist mir dann, als ob wir niemals getrennt gewesen wären, und das wäre das allerbeste.... Bleibe so, wenn du mir auch in deiner Haube besser gefällst!"

Gegen Abend trat wieder leichtes Fieber ein, aber die Wunde erschien weniger mißfarbig als gestern. Klara atmete auf, aber sie dachte zugleich mit Schmerz daran, ihren Platz bald räumen zu müssen. Der Patient schien ihr Weggehen vergessen zu haben, lag meist im Halbschlafe und rief ein paarmal Gustels Namen. Dafür war er aber im Wachen vollständig klar und zeigte sich rührend dankbar gegen seine Pflegerin.

V.

„Schwester Klara, kommen Sie doch schnell herunter, die Gustel Friedrich ist wieder da!" trat Mutter Werner nach Sonnenuntergang in die Stube, während der Kranke bereits in festem Nachtschlafe lag. „Das Mädel ist ganz von Sinnen. Gehen Sie — ich werde hier bleiben."

Klara ging hinab, sie ahnte, daß Sorge um Franz Gustel hergeführt habe. Es war ein unangenehmer, beängstigender Gedanke, daß sie einer Nebenbuhlerin entgegentreten sollte, und daß diese Nebenbuhlerin gar ihre kleine liebe Gustel war. Aber sie fühlte auch ihre Liebe bis zur Leidenschaft herangewachsen und war fest entschlossen, für das früher vielleicht thöricht verscherzte, unerwartet neu geschenkte Himmelsgut zu kämpfen und zu leiden. Und besaß sie nicht neu die Hingebung des geliebten Mannes? Die Erinnerung an die flüchtige Begegnung mit Gustel würde verfliegen, wie manche andere frühere, die sie vielleicht ernster genommen, als sie gesollt hätte. Wenn sie erst miteinander in ihrem eigenen Häuschen wohnen würden, war alles vergessen. Dafür sollte Gustel dort ihr lieber, gerngesehener Gast sein.

„Ach, Schwester Klara, was macht er denn? Es soll wieder schlimm geworden sein, erzählte mir Mutter Werner," warf sich Gustel schluchzend und hochechauffiert Klara an die Brust. „Ich hatte keine Ruhe mehr und bin nur so hergerannt — aus der heißen Plättstube hinweg...."

„Nimm gleich mein Tuch um," sagte Klara, das Fenster schließend. „Du bist sehr leichtsinnig und wirst dich erkälten."

„Ist's wahr, daß er sterben wird? Ach, ich möchte mit ihm sterben!" sagte Gustel schluchzend.

„Der Rückfall ist, Gott sei Dank, ziemlich überwunden, war allerdings nicht ohne Gefahr," berichtete Klara.

„Du nimmst mir eine Last vom Herzen! Ich war gestern abend schon im Martinsstift, um mich auszuweinen. Dabei hörte ich, daß du seine Pflegerin bist. O! ich bin so glücklich darüber. Ach, Tante Schwester, du weißt doch, daß ich schuld bin an der ganzen schlimmen Geschichte?"

„Ja, wenigstens die Ursache."

„Ich bin schuld daran, ich allein....! Gottlob, daß er wenigstens nicht sterben wird. Nun, ich verspreche dir, niemals wieder leichtsinnig zu sein. Ich will zufrieden sein, wenn er gar nicht wieder an mich denkt und bald eine gute Frau heiratet. Wenn er nur wieder gesund wird."

Die Entsagung der kleinen, lebensvollen Gustel traf Klaras Herz. Die Antwort ward ihr indessen abgeschnitten durch einen Fabrikarbeiter, der sie irgendwo erfragt haben mußte und ihr nachgeeilt kam. Mit der

BLB Karlsruhe

Kraft seiner männlichen Erscheinung stand ein gedrücktes Wesen in grellstem Widerspruch. Auch konnte er unmöglich von der Arbeit kommen, die Bluse war tadellos reinlich, auch Gesicht und Hände zeigten sich ohne jede Spur von Ruß und Schmutz. „Schwester, meine Frau schickt mich, sagte er eilig. Sie kennen sie — Frau Körner — —"

„Freilich, Sie haben eine brave Frau!"

„Wollt' ich meinen! 's ist was mit ihr durchzusetzen! Jetzt ist sie aber doch ganz kaput, ganz — —"

„Wieso?"

„Unser Jüngstes ist schwer krank gewesen, und erst kaum wieder besser. Und nun hat unser Fritzchen gar die Diphtheritis gekriegt — ach, Schwester, 's ist das reine Elend bei uns! . . . Da wollt' ich denn fragen, ob Sie uns helfen wollen?"

Schwester Klara fand sich sonderbar bewegt; es war etwas an dem Manne, das an ihr Herz griff: Stolz und weiches Gefühl zugleich. Es drängte sie, den Leuten beizustehen, aber neben der Pflicht hielt sie ihr liebendes Herz zurück. Sie mochte Franz' Krankenbett um keinen Preis früher verlassen, bis die Pflicht des Gehorsams sie dazu zwang.

„Ich bin jetzt in Privatpflege, Körner," sagte sie bedauernd. „Sie haben doch von dem Unglücksfall auf der Cementfabrik gehört?"

„Freilich, ja, das ist so was, das an die große Glocke geschlagen wird, und in allen Zeitungen steht!" höhnte er bitter.

„Sie sind ungerecht, Körner!"

„Man weiß ja, bei so etwas ist allezeit Hilfe da, mehr als nötig. Aber wenn unsereiner sich ein Herz faßt, wird er abgewiesen. Das ist man schon gewohnt . . . ."

„Aber, Körner, es ist ja auch ein Arbeiter, vielleicht ein Kamerad von Ihnen, den ich pflege," wandte Klara ein.

„Einerlei, 's ist doch so! Wenn man nur stille ist, kann man sterben und verderben, darnach wird nicht gefragt."

„Sie sind im Irrtum, wahrhaftig! Glauben Sie mir auf mein Wort, daß ich Ihnen gern hülfe, lebensgern," sagte Schwester Klara im Tone der Überzeugung. „Ich weiß, daß Ihre Frau schlimm daran ist — sie war neulich bei mir. Ich weiß auch, wie sie sich wehrt gegen das Elend . . . ."

Die letzten Worte erregten die Leidenschaft des Mannes aufs höchste. „Keine Milch im Hause, kaum ein Bissen Brot," rief er im Tone der Verzweiflung.

„Nehmen Sie gleich von Mutter Werner ein Brot mit, und was sonst nötig ist," fiel Klara schnell ins Wort. „Ich bezahle es aus meiner Unterstützungskasse, die sich immer wieder füllt, durch gute Geber . . . . Ach, wenn es doch möglich wäre, daß ich mit Ihnen gehen könnte!" setzte sie überlegend hinzu. „Aber Mutter Werner hat schon ein paar Nächte bei dem Kranken gewacht, und ist mir auch nicht zuverlässig genug." Da — wie vom Schicksal selbst geleitet, fällt ihr Blick auf Gustel Friedrich, die noch unbeachtet in der Ecke sitzt, stumm und vergessen, und nur von ihrem Herzen gehalten . . . . Wunderbares Menschenherz — wer vermag dich auszukennen? Bei ihrem unverhofften Anblick kommt Klara plötzlich ein Gedanke, an dessen Möglichkeit sie noch vor fünfzehn Minuten nicht geglaubt hätte. Ihre wiedergewonnene Jugendliebe und der segensreiche Beruf, dem sie sich geweiht hat, scheinen ihr ein paar Sterne, gleich hell die Lebensbahn beleuchtend. Eine erfolgreiche Thätigkeit ist bei dem reifen Menschen wie ein Stück des Lebens selbst . . . . Dazu erscheint ihr der Samariterberuf plötzlich als Brücke, welche die Humanität über den Abgrund geschlagen hat, der die Menschheit scheidet. Es ist nur ein schmaler Steg, aber er ist breit genug, um das einzelne strauchelnde Menschenkind, den Nächsten, den Bruder, zu stützen! . . . Ein neuer Blick auf Gustel und sie ist entschieden. Sich an den Arbeiter wendend, sagt sie: „Gehen Sie zu Ihrer Frau und sagen Sie, daß ich kommen werde. Sie muß schlafen, um jeden Preis. Das Fritzchen soll sie nicht vermissen!"

Der getröstete Mann geht, und sie ist mit Gustel allein. Zehn Minuten später kennt Gustel alles.

„O Klara, wie ist's nur möglich!" sagte diese thränenschluckend. „Aber er gehört dir — unwiderruflich! Dich verdient er, keine andere. Mich wird er schnell vergessen, wenn er überhaupt noch an mich denkt. Mit uns Mädeln ist das was anderes. Aber ich werde es auch überwinden!" setzte sie trotzig hinzu.

„Ruhig, Gustel! Wozu die Worte? Die Zukunft wollen wir Gott überlassen! Ich wiederhole nur die Frage: Willst du diese Nacht bei ihm wachen? Morgen mit dem Frühzuge ist die Ablösung sicher hier — ich glaube nicht, daß du an deiner Arbeitszeit versäumen wirst!"

„Ob ich will? O Klara, Klara!" schluchzte Gustel laut.

„Gut, dann ist die Sache abgemacht. Trockne deine Thränen und sei herzhaft, wie es einer Krankenpflegerin zukommt . . . . Du hast weiter nichts zu thun, als am Bette zu sitzen, bis er aufwacht. Dann werden die Kompressen auf der Wunde erneut, vielleicht verlangt er auch zu trinken. Er wird vermutlich gleich weiterschlafen, denn er hat ein leichtes Schlafmittel erhalten. In der Dämmerung des Krankenzimmers wird er dich, schlafbefangen, voraussichtlich gar nicht erkennen. Natürlich darfst du nicht mit ihm sprechen, um ihn nicht zu ermuntern."

Zehn Minuten später saß Gustel als Krankenpflegerin an Franz' Bette, während Klara zur Ablösung der erschöpften Mutter nach einem der Häuser der Vorstadt eilte.

VI.

Fritzchens Krankheit hatte bereits einen hohen Grad erreicht, die Nacht an seinem Bette war angstvoll und schrecklich. Dennoch hatte Schwester Klara die Pflege allein übernommen und die erschöpften Eltern zu Bette geschickt. Am frühen Morgen weckte sie den Vater, damit er die Ablösung übernehmen sollte. Denn es drängte sie mächtig, nach Franz zu sehen, bevor sie ihren Posten als Gemeindepflegerin wieder übernahm.

„Das Kind darf durchaus nicht schlafen, unterrichtete sie den Vater, und muß durch alle Mittel munter erhalten bleiben, damit das Häutchen im Halse nicht zuwächst. Sehen Sie zu, wie Sie mit dem kleinen Kranken fertig werden, Körner, um Mittag spreche ich wieder vor!"

An Franz' Krankenlager fand Schwester Klara alles in Ordnung. Die vom Mutterhause abgesandte Krankenpflegerin war wirklich im ersten Morgengrauen angekommen, und Gustel hatte still und unbemerkt ihren Platz geräumt. Der Kranke saß aufrecht im Bette und schien durch die Nachtruhe erquickt.

„Ich schlief wie ein Bär diese Nacht, Klara," sagte er heiter und in jener glücklichen Genesungsstimmung, in der wir wieder Kinder sind, aber bewußte Kinder, welche den neuen, im Morgensonnenstrahl ausgebreiteten Teil des neuen Lebens dankbar empfangen. „Wo warst du diese Nacht, hier oder anderswo?"

BLB Karlsruhe

„Weshalb, Franz?"

„Ich fühlte deine Hand, leicht und leise wie immer, und doch" — er stockte plötzlich.

„Nun?"

„Lache mich nicht aus, aber ich träumte, die kleine Gustel mache sich mit meiner Wunde zu schaffen. Sonderbar — nicht wahr?"

Klara überlegte. Aber am Bette des stündlich dem Tode abgerungenen Kindes war ihr der Entschluß gekommen, ihrem Berufe treu zu bleiben. Darum sagte sie, um die Gedanken des Kranken selbst auf das Kommende hinzulenken: „Und wenn es kein Traum gewesen wäre, Franz, wenn Gustel wirklich bei dir war, durch eine Fügung, einen Zufall . . . ."

„Rede doch verständlich, Klara, kann es denn — möglich sein?"

„Beglückt es dich sehr, Franz?"

Der Kranke versuchte einzulenken und sagte: „Niemand kann besser für mich sorgen, als du!"

„Gustel wird's auch lernen, versteht es schon, durch ihre Liebe. Die nächste Nacht wacht Schwester Justine aus Bethesda; dann wollen wir weiter sehen!"

„Dann — kommt Gustel wieder?" forschte der Kranke eifrig.

„Ich hoffe, du brauchst bald keine Pflegerin mehr, nur eine Gesellschafterin. Guten Morgen!"

Sie brach ab und eilte hinaus, um standhaft zu bleiben. Auch traten ihr bald mancherlei Veranlassungen entgegen, die ihre Gedanken glücklich ablenkten. Hier mußte sie Rat erteilen, und dort einen kurzen Besuch machen. Gegen Mittag war sie wieder bei Körners. „Nun, wie geht's?" frug sie freundlich.

„Ich habe dem Bürschchen allerlei Schnickschnack vorgemacht, damit er mir nicht einschläft!" berichtete Körner, indem er sein Kunstprodukt, einen holzgeschnitzten kleinen Wagen, mit Knopfformen als Räder, vorzeigte.

„Wie hübsch!" bewunderte Schwester Klara. „Nun, da ist die freie Zeit doch zu etwas gut gewesen! . . . Ihre Frau hat sich ausgeschlafen und die Lücken in der Wirtschaft ergänzt."

„'s war auch ein saueres Stück Arbeit, dem kleinen Burschen die Augen offen zu halten!" versicherte Körner, den Angstschweiß von der Stirne wischend.

„Darf ich ein Wort sprechen, Körner?"

„Was denn? Versteht sich!"

„Frei von der Leber weg?"

„Natürlich!"

„Ich sprach am Morgen auch auf der Maschinenfabrik vor um einen Topf mit Fleischbrühe für das Fritzchen. Das Kind darf nicht von Kräften kommen."

Aus Körners Antlitz brach ein Blick des Zornes. „Wir wollen keine Almosen," sagte er heftig.

„Behüte! Das ist nur in der Ordnung," bestätigte Schwester Klara. „Wer gesund ist und sein Brot verdienen kann, darf nichts annehmen. Die Brühe aus der Küche hole ich aber für mich, das heißt für meine Kranken; es ist mir ein für allemal gestattet worden. — Allerdings habe ich zufällig diesmal auch den Chef gesprochen . . . ."

„Was sagte er?" fiel Körner schnell ein.

„Er war voll Teilnahme für Ihr Mißgeschick, und beklagte, Sie entbehren zu müssen!"

„Nun, man hat auch immer seine Schuldigkeit gethan!" sagte Körner mit Selbstbewußtsein.

„Das ist auch anerkannt — jederzeit — wie mir der Fabrikdirektor sagte. Ich soll Sie erinnern, zu bedenken, daß die Interessen der Fabrik mit denen der Arbeiter Hand in Hand gehen. Der Herr bedauerte Ihre Unthätigkeit auch aus dem Grunde, weil er gehofft habe, daß Sie ihm helfen würden, einen tüchtigen Arbeiterstamm zu erziehen, als erste Stütze eines großen Unternehmens! Soweit mein Auftrag . . . ."

„Ist das alles?" frug Körner etwas enttäuscht.

„Nicht ganz. Aber ich wage nichts mehr zu sagen!"

„Heraus mit der Sprache!"

„Nun, der Chef sagte auch, daß alles vergessen sein soll, wenn Sie bis Sonntag wieder die Arbeit aufnehmen, und sich dadurch dem Einflusse der Rädelsführer entziehen. Dann muß er im Interesse der Fabrik andere Arbeiter kommen lassen, und die Sache ist abgethan . . . . Es soll aber keine Beeinflussung sein — Sie sind Mann und handeln, wie Sie wollen . . . . Aber das Fritzchen muß seine Brühe haben."

Körner kratzte sich hinter den Ohren und schwieg. Dafür warf Frau Körner Schwester Klara einen Dankesblick zu, als sie mit einer Tasse ins Zimmer trat, aus der Fritzchen die Brühe trank.

Gegen Abend verließ Schwester Klara die Arbeiterwohnung mit der Überzeugung, daß der kleine Patient die Gefahr überstanden habe. Körner konnte ihr nicht die Hand drücken, denn er war seit einer halben Stunde

Als sie aufblickte, sah sie eine Arbeiterfamilie vor der Thüre sitzen.

verschwunden, und Klara ahnte auch, wohin er gegangen war. Ruhebedürftig wandte sich die Gemeindepflegerin nach dem Martinsstift. Aber noch hatte sie manchen Gruß zu spenden, manche freundliche Anrede zu erwidern. Auch aus dem kleinen Hause einer Seitenstraße klang ihr ein freundliches „Guten Abend, Schwester!“ entgegen. Als sie aufblickte, sah sie eine Arbeiterfamilie vor der Thüre sitzen: Vater, Mutter und drei hübsche Kinder. Der Mann versuchte sich auf der Harmonika und die Frau sah so ordentlich und sauber aus, daß Schwester Klara im ersten Augenblick die arme getröstete Gemißhandelte nicht mehr in ihr erkannte. Später trat sie hinzu, um ein paar freundliche Worte zu sprechen.

Daheim saß sie noch eine Weile in ihrer Laube, unthätig und heute nur mit ihren Gedanken beschäftigt. Um sie her spielten und lärmten die Nachbarskinder, die von allen Seiten herbeigeströmt waren und sich freuten, „Tante Schwester“ wieder daheim zu haben. Und ihr langentbehrtes Plaudern und Lachen klang Klara hell wie der Lerchenschlag eines neuen Morgens!

Die heimliche Liebe des genesenden Franz Graßhof und Gustels wuchs unter dem liebevoll hütenden Auge Klaras immer reiner, aber auch mächtiger heran. Bald nach seiner Wiederherstellung kam es zu voller versöhnender Aussprache, und schon im Herbste wurden sie Mann und Frau. Gegenwärtig bewohnen sie noch eine Mietwohnung im Arbeiterviertel, im Frühling aber beginnt der glückliche junge Ehemann den Bau eines eigenen Häuschens, zu welchem ihnen Schwester Klara das Kapital zinslos vorgestreckt hat. Ihrem Berufe zurückgegeben, bedarf sie, beglückend und selbst beglückt, auf Erden nichts mehr!

In der Fabrikvorstadt aber hämmern, klopfen und pfauchen die Maschinen nach wie vor, und rühren sich tausend fleißige Hände, früh und spät. Es kommen und gehen die Zeiten, und mit ihnen wechseln die Strömungen im Menschengeiste. Oft giebt's Risse und Klüfte, lauert heimlich der Abgrund. Wohl dann dem Strauchelnden, dem die Erkenntnis den Weg weist, und die Menschenliebe rechtzeitig die Hand entgegenstreckt!

Letzter Wunsch.

Von Frida Schanz.

Im Marienhospital war ein bedeutender Umbau vollzogen worden; beinahe wie eine Reihe von Festsälen lag die Flucht der neuen, hohen und luftigen Räume im klaren kalten Licht des eisigen Wintermorgens da. Tische, Geräte, Betten und Bettzeug, — alles neu oder doch wenigstens erneuert und aufgefrischt; das Ganze mußte der freundlichen Landesherrin, die sich in Begleitung einer reizenden jungen Hofdame von der Vorsteherin der Anstalt eben durch die noch nicht lange wieder besetzten Krankensäle führen ließ, einen durchaus wohlthuenden und tröstlichen Eindruck machen. Die Herzogin besaß ein weiches und edles Herz, und die Verbesserungen im Hospital waren, wie so manche wohlthätige Neuerung im Ländchen, auf die Rechnung ihrer thätigen und barmherzigen Nächstenliebe zu setzen; sie unterzog denn auch die verschiedenen Umgestaltungen des Hospitals einer eingehenden und wahrhaft mütterlichen Prüfung.

„Diese neue Art Keilkissen ist prächtig! Meinen Sie nicht auch, liebe Eckstädt?“

Die schöne junge Begleiterin fand es auch. „Ganz vorzüglich, Hoheit!“ rühmte sie mit ihrer wohllautenden Stimme, der man die heimliche Qual und Ungeduld, welche das Weltkind bei diesem ganzen Hospitalbesuch empfand, durchaus nicht anmerkte. Sie fand alles überraschend schön, praktisch, außerordentlich zweckentsprechend; die hohe Frau konnte sich bei den warmen Lobpreisungen ihres schönen Lieblings eines heimlichen Wohlgefühls nicht erwehren.

Freilich, die Spuren von Schmerz und Qual auf vielen der bleichen Leidensgesichter in den schon wieder von Kranken besetzten Sälen blieben auch in den vergrößerten Räumen samt ihren trefflichen Neuerungen dieselben, die sie immer gewesen waren. Krankheit und Jammer lassen sich eben auch durch Fürstenmilde nicht so leicht aus der Welt schaffen.

Dieser Gedanke streifte die Seele der Fürstin nicht umsonst. Nicht ohne Grund blieb sie heute länger, als es sonst ihre Gewohnheit war, tröstend und fragend an diesem und jenem Schmerzenslager stehen.

Das Fräulein mußte lange traurige Geschichten von Unfällen, schweren Operationen und unheilbaren, bald verzweifelt, bald mild und geduldig getragenen Martern mit anhören. Ihr junges lebensdurstiges Herz zitterte dabei vor Ungeduld; die schlanke Schönheit war der verwöhnte Abgott der hohen Kreise, und jedes Hoffest bedeutete für sie einen neuen glänzenden Sieg. Heute wollte sie in einem weißen, perlengeschmückten Atlaskleid auf dem großen Eliteball erscheinen, frische Maiblumen an der Brust und im vollen blonden Haar. Die Robe sollte ein Kunstwerk werden an einfacher Kleidsamkeit; leider wurde sie erst am Nachmittag fertig, das Fräulein hatte lange geschwankt, ob sie den wichtigen Auftrag — des Renommees halber — dem Hofschneider oder, ihrer schmalen Börse und dem Erfolg zuliebe, einer billigen jungen Kleiderkünstlerin, die ihr eine Freundin verraten hatte, übergeben sollte. Die billige Schneiderin hatte endlich gesiegt, — leider fing sie schon an, ein wenig Mode zu werden, sie hatte viel zu thun und konnte das Kunstwerk nicht eher als am Tage des Balles abliefern. Die Sorge um das Kleid und der verwirrende Glanz, den das Fest vorauswarf, machten dem Fräulein die langen Samariterstationen heute zur doppelten Pein.

Am längsten stand die Herzogin vor dem Lager eines jungen Maurers still, der, wie die Oberin ihr durch einen leicht verständlichen Wink bedeutete, heute zum letztenmal das Licht der kalten Wintersonne erblicken sollte. Der junge Mann war gestern, an allen Gliedern zerschmettert, ins Krankenhaus gebracht worden. Er war von einem hohen Gerüst infolge eines falschen Trittes mitten aus seiner Beschäftigung herabgestürzt; dem Ausspruch des Arztes zufolge waren Gehirn und Rückgrat verletzt; man hatte deshalb auch nur alles aufgeboten, ihn weich zu betten, den erbarmungswürdigen Zustand seiner gebrochenen Glieder durch Stützen und weiche Binden erträglich zu gestalten; bei der Gewißheit seines nahen Todes wäre jeder ernstliche Eingriff, jeder mechanische Heilungsversuch ebenso barbarisch, wie aussichtslos gewesen.

Umso verschwenderischer überschüttete man den Aufgegebenen mit freundlichem Zuspruch, frommer trügerischer Ermunterung und hoffnungsreichem Trost. Niemals vielleicht in seinem kurzen Leben war so viel Milde, so viel stiller freundlicher Sonnenschein um den einfachen Burschen hergewesen. Er lag denn auch, trotz seiner qualvollen Schmerzen, die nur eine beinahe selige Schwäche ausstehbar machte, mit freundlichem, dankbaren Gesichtsausdruck in den neuen, rot und weißen Kissen; die schlichten Züge schienen durch die tiefe Blässe verfeinert; in ihrer Jugendlichkeit erschienen sie doppelt rührend und liebenswert.

BLB Karlsruhe

Die Herzogin gab dem armen Gesellen zu allem übrigen Glanz, den seine scheidende Lebenssonne um ihn verbreitete, nun auch das volle Licht ihrer hohen Gnade und Güte mit auf das letzte Stückchen seines Lebensweges. Er hatte die Landesherrin erkannt und schien nicht wenig geschmeichelt zu sein, sie so freundlich und leutselig um ihn bemüht zu sehn. Mit leiser Stimme gab er höflich und ausführlich auf alle ihre Fragen Bescheid.

„Sie benehmen sich in der That äußerst tapfer und lobenswert," sagte die Herrin in gütigem Ton. „Ich möchte Ihnen eine Freude machen! Haben Sie noch Vater und Mutter, mein Lieber?"

Der Bursche verneinte. Aber ein leises Rot stieg auf einmal verräterisch in seine blassen Wangen.

„Ich hätte Ihnen Ihre Verwandten gern kommen lassen," fuhr die Dame fort. „Ich möchte Ihnen wohl einen Wunsch erfüllen, irgend einen. Haben Sie einen Freund, eine Schwester, nach der sie sich sehnen?"

Der Bursche schüttelte, noch tiefer errötend, den Kopf.

„Wenn es nicht unbescheiden wäre," flüsterte er, „ich hätte wohl eine Bitte! Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf —"

„Wagen Sie es!" bat die Herzogin in edlem Eifer.

„Ich habe eine Liebste," gestand der Maurergesell. „Ich darf schon davon reden; mein Schatz ist ein braves Mädel, und es war immer ein ehrliches Verhältnis zwischen uns."

Die Herzogin nickte dem Todkranken leutselig zu; auch Fräulein von Eckstädt lauschte auf. „Liebe, Liebe," dachte sie, „dort wie hier!" Eine seltsame Herzenswallung zauberte ihr, gleich einer Vision, den bildschönen Kammerherrn, der sie vom letzten Hofball an auf Schritt und Tritt mit seinen zwingenden Augen verfolgte und der noch vorhin beim Vorüberreiten so bedeutsam in den Wagen gegrüßt, plötzlich so deutlich vor die Seele, daß ein leises Zittern ihren jungen Körper überflog.

„Mein Schatz erwartet mich heut abend," fuhr der Kranke in schwachem Tone fort; „wir wollten einen Ausgang für morgen besprechen. Nun ist sie ein bißchen besonders, sie darf's wohl sein, herzig genug ist sie, — und würde mir's ewig nicht verzeihn, wenn ich sie warten ließe."

„Soll ich einen Boten zu ihr schicken?" frug die Fürstin voll zarter, neckischer Güte.

„Ach!" rief der Bursch beinahe fröhlich auf, und ein Strahl, wie ihn nur junge Liebe kennt, brach leuchtend aus seinen treuherzigen Augen. „Das war es! Darf ich so etwas denn bitten? Würden Hoheit so etwas für einen armen Burschen thun? Ihr sagen lassen, daß ich hier krank liege, vielleicht lange noch nicht —," seine leise Stimme brach beinahe vor plötzlichem Weh — „vielleicht als Krüppel wieder hinauskomme? Sie möge mir treu bleiben! Sie sei mein Leben, mein alles auf dieser Welt! Ach, wenn sie käme! Wenn sie gar einmal hierher käme — —"

Seine Blicke hingen mit hinreißendem Flehen an dem milden Frauengesicht.

„Regen Sie sich nicht auf, mein Lieber," gebot die Fürstin mit freundlicher Ruhe, „Ihr Wunsch soll erfüllt werden! Heute noch! — In wenigen Stunden kann die Erwartete bei Ihnen sein! Liebe Eckstädt — das ist etwas für Sie! Wollen Sie den Gang zu dem Mädchen übernehmen?"

Natürlich wollte das Fräulein! Gern, — von ganzer Seele gern! Ein solcher Privatauftrag der hohen Frau war ein großer Vorzug! Sie zog ein winziges Schreibtäfelchen aus ihrem kleinen festen Juchtenportemonnaie, um gleich die Adresse der so heiß Geliebten aufzuschreiben. Der Maurergesell diktierte: „Mariechen Balzer" — Fräulein von Eckstädt notierte nur den Vaternamen —, „mittlerer Schießgraben Nr. 6, vierter Stock —"

„Ich habe eine Liebste," gestand der Maurergesell.

Das war ja die kleine Schneiderin, das geschickte Herchen! Fräulein von Eckstädt hätte das Zusammentreffen beinahe verraten, besann sich aber zur rechten Zeit, daß sie sich vorgenommen habe, die Quelle ihrer künftigen Hofball-Roben als neckisches Geheimnis zu behandeln. Mit einem reizenden Lächeln nickte sie durch den feinen schwarzen Tüllschleier, der ihr blendendes Antlitz bedeckte, dem Kranken Verheißung zu. Der Auftrag war ihr wirklich eine Freude.

Kaum eine Stunde später stand sie, lebhaft atmend von der ungewohnten Anstrengung des Treppensteigens, vor der niedern Thür der bescheidenen Mädchenwohnung.

Die kleine Schneiderin — ein wirklich sehr anmutiges Geschöpf, der man zu den dicken braunen Zöpfen und dem weichen Gesicht nur rosigere Wangen gewünscht hätte — schien ein wenig über den hohen Besuch zu erschrecken. Jetzt dürfe das gnädige Fräulein das Kleid noch nicht sehn, — das verderbe den Eindruck; um vier Uhr werde es in ihrer Wohnung sein! Fräulein von Eckstädt fand diesen Empfang über alle Maßen keck. Sie wollte ihr Kleid sehen! Mit gleichmütigem Gesicht schob sie die zierliche Arbeiterin zur Seite und trat in das niedere saubere Gemach.

Auf einer Ecke des Tisches stand auf einer halb-

ausgebreiteten Serviette ein Schüsselchen voll Suppe, deren Dunst, mit starkem Plättgeruch vereint, dem Hofräulein sehr verstimmend in das feine Näschen zog. Das Ballkleid stand, über ein hohes Gestell gestreift, in der Nähe des Fensters, es schien bis auf den Schmuck der weißen Perlenbehänge beinahe fertig zu sein; dem Fräulein dünkte es gut, es erst von weitem mit Hilfe des langen Schildkrotlorgnons in Augenschein zu nehmen.

Das Resultat dieser Prüfung war ein lauter Schreckensruf.

„Fräulein Balzer, was fällt Ihnen denn ein? Ein Empirekleid mit einer solchen Fächergarnierung! Das geht nicht. Das geht keineswegs! Das müssen Sie sofort ändern; ich kann in diesem Arrangement nicht auf den Ball gehen."

Die Schneiderin versicherte, das Arrangement sei durchaus stilgerecht.

„Es ist abscheulich!" rief die schöne Hofdame in schlechtester Laune. „Ganz unmodern! Ganz ungraziös! Wenn Sie diese Falten nicht anders legen, kann ich die ganze Robe nicht brauchen."

„Das wäre eine Änderung, die vier bis fünf Stunden in Anspruch nehmen würde," entgegnete das Mädchen kleinlaut.

Einerlei, die Änderung müsse gemacht werden, ordnete die Hofdame an. „Beeilen Sie sich so sehr als möglich, und bringen Sie mir das Kleid spätestens um acht Uhr selbst! Ich habe Ihnen übrigens etwas zu bestellen, — doch nein, bringen Sie mir pünktlich mein Kleid, so richte ich Ihnen die Botschaft aus."

„Ich kann in diesem Arrangement nicht auf den Ball gehen."

Die zierliche Brünette knixte leicht. Eine neue Kundschaft? Das gnädige Fräulein sei außerordentlich gütig, sie weiter zu empfehlen, sie wolle ihr möglichstes thun, um das gnädige Fräulein zufrieden zu stellen —

„Also um acht!" befahl diese energisch. „Und die Falten gerade herunter gelegt, alles leicht, schlank und lose!" — Sie verlasse sich darauf.

„Es werde alles genau nach Wunsch besorgt werden," versicherte die Schneiderin mit wehmütig ergebenem Gesicht.

Sobald sich die Thür hinter der hohen, vornehmen Gestalt geschlossen hatte, stellte Fräulein Mariechen ihre Kartoffelsuppe einstweilen wieder in den Ofen. Es war eine ungeheuer schwierige Arbeit, die vor ihr lag, und sie mußte rasch das spärliche Tageslicht und die helle Kohlenglut im Öfchen, die noch zu ein paar Bügelstahlen reichte, benutzen. Bald war sie in voller fieberhafter Thätigkeit. Die geschickten Finger regten sich unglaublich geschwind; Nadel und Faden flogen. Dabei wurden die blassen Wangen nicht nur rosig, sondern glühendrot; der ganze Ernst der Arbeit, der keinen andern Gedanken aufkommen ließ, lag über dem sorgenden Gesicht. Nur einmal, als die braunen Augen ein mit ungeübter Schrift bedecktes Briefcouvert streiften, das neben einem halbverblühten Primelstöckchen auf dem Fensterbrett lag, ging ein kurzer glückseliger Schein, das Aufblitzen einer großen stillen Freude und zärtlichen Erwartung über die dann wirklich lieblichen Züge. Die Blicke flogen von dem Brief nach der alten Uhr.

„Halb neun im Rathausdurchgang. Wenn er auch ein Viertelstündchen warten muß, er nimmt mir's nicht übel —"

Endlich, nach äußerster Anstrengung, die nur der rasche Genuß der halberkalteten Suppe und das Anzünden der Lampe einmal flüchtig unterbrochen hatte, war die Arbeit gethan. Das Kleid wurde sauber in ein Tuch geschlagen; dabei wurde es acht Uhr. — Um nicht zu spät zu kommen, setzte sich die Näherin in die erste beste Droschke und fuhr an ihr Ziel; das gnädige Fräulein bezahle ihr die Auslage gern, meinte sie im stillen.

Das Fräulein schalt trotzdem in recht unfreundlichen Ausdrücken, daß das Mädchen sie so lange habe warten lassen. Sie wollte schon stundenlang gepaßt haben, und war so aufgeregt, als habe sie durch die Schuld der Schneiderin nicht nur den Ball, als habe sie Glück und Leben versäumt.

„Nun bleiben Sie nur gleich und probieren Sie mir die Robe an!" befahl sie. Trotz ihres vorherigen Eifers begann sie nun erst langsam vor einem großen dreiteiligen, von einer Gasflamme überglänzten Toilettenspiegel die wahrscheinlich eben beendete Frisur zu prüfen, hier ein Diamanttröpfchen anders zu stecken, dort ein wehendes Löckchen aus den goldigen Strähnen zu lösen und wie ein duftiges Wölkchen über die schneeweiße Stirn zu breiten.

„Die ganze Frisur ist heute lahm," rief sie endlich ihrer hin- und hertrippelnden Zofe zu, „wir haben noch Zeit, stecken Sie die Flechten einmal ein wenig tiefer, Paula, Sie haben es schon viel besser zustande gebracht!"

Die kleine Schneiderin stand jetzt eben so fiebernd vor Ungeduld neben dem ausgebreiteten mattschimmernden Atlaskleid, wie das Edelfräulein heute früh neben dem rotgewürfelten Krankenbette.

Endlich wiegte jene befriedigt das reizende Haupt. Fräulein Mariechen durfte ihr nun den Ballstaat überstreifen. „Vorsichtig! Hören Sie, Sie zerdrücken mir ja das Haar wieder."

Noch einmal stand sie mit zürnend verzogenem Mund vor dem beleuchteten Spiegel und zupfte die

BLB Karlsruhe

Löckchen zurecht. Dann wurde das Kleid von Mariechens schlanken Händen rasch heruntergestreift, zugehakt und mit ein paar Griffen in den richtigen Schick gebracht. Es saß wundervoll, und die Hofdame lächelte heimlich entzückt ihrem Spiegelbild zu. So hatte sie sich die Wirkung von Atlas und Perlen zu ihrem blassen, schimmernden Teint gedacht, — alles an ihrer Erscheinung weiß, zart und traumhaft, bis auf die dunklen bethörenden Augen und das goldene Haar! Eine förmlich übermütige Laune kam über sie, und sie lächelte beinahe gnädig zu der noch vor ihr knienden Schöpferin des Meisterwerkes hernieder.

„Sie haben Ihre Sache schließlich noch ganz gut gemacht, Fräulein Balzer! Nun der Lohn, — hören Sie, — aber die Mullrüsche müssen Sie mir noch etwas weiter hinauf in die Schleppe heften, so viel darf man davon nicht sehen! Paula, Nadel und Faden! Rasch! Fräulein Balzer, ich habe einen Auftrag für Sie, raten Sie, von wem?"

Fräulein Balzer sah beinahe weineyd zu dem schönen Traumbild auf. Es hatte längst neun geschlagen, und die Rüsche saß ja so gut. Aber ihr Einwand war umsonst; sie mußte sich an die Arbeit machen. Der Auftrag war ihr jetzt ganz gleichgültig.

„Nun also, von wem?" rief die Hofdame. „Sie raten es doch nicht! Also — gerade heraus," sie nickte der Kleinen über die Schulter hoheitsvoll zu, — „von Ihrem Schatz!"

Die Kleine hielt das für einen gnädigen Scherz und nähte, leise das Köpfchen schüttelnd, rasch weiter.

„Der Ungetreue kann heut nicht zum Stelldichein kommen," fuhr die Dame fort. „Ja, starren Sie mich nur an! Sehen Sie, daß ich Bescheid weiß! Es ist ihm ein kleines Unglück geschehen, ein kleines, ein ganz kleines nur, Sie sollen ihn doch einmal im Hospital besuchen, — aber was fällt Ihnen ein? Bleiben Sie! Die Rüsche werden Sie mir doch noch fertig nähen, — ich sage Ihnen ja, es ist nicht schlimm —"

Das Mädchen war mit einem Ruf des Entsetzens emporgesprungen. „Um Gottes willen, um Gottes willen, — er ist gestürzt!"

„Machen Sie doch hier keinen Lärm," sagte das Fräulein, von dem lauten Jammer des armen Kindes aufs unangenehmste berührt; daß die Botschaft eine so traurige war, hatte sie eigentlich ganz vergessen. „Gehen Sie meinetwegen; Paula, nähen Sie die paar Stiche noch! Halt, Sie wissen ja noch gar nicht, wo: Marienhospital, vierter Saal, fragen Sie nach der Oberin; Ihre Hoheit, die Herzogin, sende Sie zu dem Kranken, hören Sie! Die Herzogin selbst!"

Die arme Dirne jagte wie ein gehetztes Reh durch die Gassen, dem scharfen Wintersturm und dem wirbelnden Schnee achtlos entgegen.

„Nicht schlimm, nicht schlimm!" rief es wie spottend in ihr. „Dann läg' er nicht draußen im Hospital!" Nein, es ist schlimm mit ihm, sie fühlt es, sie weiß es genau. Mit Todesangst hat sie ihn immer hantieren gesehen auf dem hohen Gerüst. — Und ein Sturz vom Gerüst, sie weiß, was das bedeutet. Wenn er die Qual sähe, die sie um ihn aussteht! Sie hat immer ein bißchen apart gegen ihn gethan; es sei am besten so, hat sie gemeint, ob er's nur herausgefühlt hat, wie gut sie ihm ist? Wie unaussprechlich gut? Solch einen herzigen Menschen, wie er, giebt es nicht mehr in der Welt. Wenn er nur leben bleibt! Sie will für ihn arbeiten, wenn er seine Glieder zerbrochen hat und nichts mehr verdienen kann. Wenn er sein Leben lang lahmt, sie nimmt ihn doch. — —

Im Schloß begann um zehn Uhr die erste Quadrille, die das schöne Hoffräulein mit dem brillantesten Kavalier des Ländchens, dem jungen Kammerherrn von Sacken, tanzte. Der tolle Baron hatte in einer lustigen Weinstube mit einem Kameraden um eine Viertelmillion gewettet, er werde als Junggeselle sterben. Aber der unsägliche Zauber dieser schneeigen Schönheit riß ihn hin. Während eines langen pas de deux trug er dem armen Edelfräulein seine Hand an.

Zu derselben Zeit erfuhr Fräulein Mariechen draußen im Hospital, daß der kranke Maurergesell vor einer Viertelstunde gestorben sei. Er hätte voll ungeduldiger Sehnsucht bis zum letzten Atemzug auf sie gewartet. Warum sie nicht gekommen sei? Noch dazu, da Ihre Hoheit ihr doch die Botschaft geschickt?!

Die Erbschaft vun Diedehofe.

Die Gschicht wollen er wisse, wie ich sellemol erwe gange bin? Na jo, meintwege, will ich se euch verzehlen.

Do war e Vetter vun mir in der Näh vun Diedehofe, e reicher alter Kerl, Gschwischterkind mit mir un ledig, do hawe mer oft gedenkt, ich und mei Fraa, 's könnt emol e Breckel zu erwe gewe. Die Kinner hawen em jeds Johr gratuliere misse uf Neujohr, 's war allemol e Wertschaft un e Gethu, bis mer se derzu gebrocht hot, mei Fraa hot's awer dorchgsetzt, „dann," hot se gsagt, „mer derfen en nit weder de Kopp schtoße, reiche Leut wollen geehrt sei."

Na, do sitze mer emol obends beinanner un schpiele 66, ich un mei Fraa, die Mädle schticken Deckle un die Großmutter schtrickt Schtrimp und schloft als zwischenei, do kloppt's uf emol an de Lade un kloppt noch emol, wie mer nit glei ufmache, un kloppt als fort.

„Jesses," kreischt die Großmutter un fahrt uf aus em beschte Schlof, „'s werd doch nit brenne!" Un mei Fraa ruft: „Sie weren doch de Philp nit bringe — unsern Sohn, wu im Storche gfesse isch mit me Freind — 's werd em doch nix sei!"

Ich laaf dapper ans Fenschter un frog: „Wer isch draus?"

„Mach uf, Unkel," ruft's, „ich bin's, der Battischt, ich bin grad mittem Zug kumme."

Ich hab ke archi Fräd ghatt, wie ich des hör. 's giebt in jeder Familie een, manchmol aach e paar, wu die Been nausschtrecken, daß die annere driwer schtolpern. Bei uns hot des Gschäft der Battischt bsorgt, me Neweh, un er hot lange Been ghatt un hot se aach lang nausgschtreckt. Des isch nor bildlich geredt, um zu sage, daß er e Thunitgut war, wu die Verwandtschaft iwel dran gemacht hot; am iweldranschte awer hot er mich gemacht, ich war meiner Lebtag e guter Deiwel, un wann er Geld gebraucht hot, isch er meeschtens an mich gange. Er hott sellemol en Ledderverkaaf ghatt in Frankethal, ich hab mer bald die Been abgelosse, bis er des Krämche kriegt hot.

„Was kummschte dann so schpät," sag ich verdrießlich.

„Unkel," ruft er ganz ufgeregt, „ich hab e Telegramm kriegt, der Vetter vun Diedehofe isch gschtorbe."

's isch mer in die Glieder gschlage, wie wann mer neie Wein getrunke hot, ich lang em schnell den Schlissel naus, er kummt rei un isch aach noch ganz verschtawert.

„Ja na," sagt mei Fraa, wu zuerscht die Geischtesgegewart widder gfunne hot, „do werd's am beschte sei, ihr fahrn glei morgen frih hin; wann geht dann der erscht Zug?"

Ich geh un hol de Fahrplan, 's hot mich geärgert, daß se an den Schlappes telegraphiert hawen un nit

an mich. „Vun wem war dann des Telegramm?“ frog ich.

„Ich hab de Name nit recht lese kenne,“ sagt der Battischt, „'s war vume Franzos, glaab ich.“

„Do war's vum Herr Didier, em Vetter selig seim beschte Freund,“ sag ich, „den kenn' ich aach, 's isch ke Franzos, er isch aus'm Elsaß.“

„Ja, ich meen, Didier hot's gheeße,“ sagt der Battischt.

„Richt mer nor mei schwarze Kleder noch heut obend,“ sag ich zu meiner Fraa, „un em Philp seine aach, mer missen schun am viere fort. Wann werd er dann begrawe?“ frog ich de Battischt.

„Do dervun isch nix im Telegramm gschtanne,“ sagt er, „ich hab aach gar nit an die Leich gedenkt,“ — nor ans erwe, denk ich bei mer selber — „sunscht wär ich nit in dem gringehle Rock kumme.“

Ich guck en an, schteht der gewinnsichtig Kerl do wie e Grinschpecht, un soll uf die Leich.

„Vielleicht kann er die alte schwarze Hosse vun dir anziehe,“ sagt nochdenklich mei Fraa, „un em Philp sein Konfermationsrock.“

Ich nehm en mit in mei Schtub un schtaffier en raus. Die Hosse waren e bissel weit, er hot ausgsehe, wie wann er die nei Schweningerkur gebraucht het un het sich die Hosse noch nit einnähe losse, un der Rock war e bissel eng, do hot mer okonträhr meene kenne, er wär mittem Einnähe zu voreilig gewest, un die Kur het nit ganz de Erwartunge entschproche. Awer 's isch gange. So isch er halt widder in die gringehl Muntur gschluppt un mer sin niwer gange zu de annere un hawe driwer geredt, wie schnell der Mensch oft fort isch, un hawe e Budell Wein derzu getrunke.

„Ob er nit zuletscht noch die Wassersucht kriegt hot?“ sagt die Großmutter. Vor dere Krankheit hot se selber arch Manschette.

Iwerdem kummt der Philp heem. Der hot gscholte, daß der Battischt des Telegramm nit mitgebrocht hot, un bal druf sin mer all ins Bett gange un hawe vum Vetter seine Geldsäck getraamt. 's war nit der Mih wert, daß mer uns gelegt hawe. Wann ich e Antepathie hab, isch's die, gege des Eisebahnfahre mittem erschte Zug. Der Mensch kummt nit zu seiner Nachtruh derbei.

Anfangs war's nit iwel in der Bahn, leer un luftig. Bal awer hot sich's gschtoppt in dere dritte Klass', zwetter hab ich nit fahre wolle, weil ich de Battischt hab frei halte misse. Un doderfor hockt sich der Kerl ans Fenschter un loßt sein' alte Unkel un Wohlthäter zwische zwee dicke Madamme eingepercht, vun dene mer e jedi hot uf zwee Zentner taxiere kenne. E unkultivierter Mensch, der Battischt.

Na, endlich hot des Elend aach e End genumme, mer sin in Diedehofe ankumme, so noch zwelfe, hawe in der Reschtarazion zu Mittag gesse un uns nochher en Lade zeige losse, wu mer Trauerflehr kriegt. Die Mamselle im Lade waren recht scharmant, hawen uns die Flehr an die Arm genäht un uf die Hit gschteckt. Ich un der Philp hawe unser' feine neie Cylinderhit ufghatt un der Battischt mein' alte, abgelegte. Er isch em bis iwer die Ohre gfalle, wie er 'n derheem ufprobiert hot, awer mei Fraa hot em die Zeitunge vun der letzte Woch ins Fuder gschteckt, do hot er ghalte. Nor isch er ringsum uf e unerklärliche Art vum Kopp abgschtanne, als wann er frei iwer dem Kopp schwebe thät, schtatt druf zu sitze. Dernoch hawe mer uns ufgemacht un sin zu Diedehofe naus im Schweiß unseres Angesichtes uf der Landschtroß noch em Vetter seim Dorf gewannert. Die Sunn hot gebrennt uf die hoche Hit, daß uns die Kepp geraacht hawen, war ich so froh, wie mer in dem Neschtwaren.

„Un loßt sein' alte Unkel un Wohlthäter zwische zwee dicke Madamme eingepercht.“

„Zuerscht gehe mer zum Herr Didier,“ hab' ich gsagt, „un erkundige uns noch de nähere Umständ.“ Sei Haus war glei am Anfang vum Ort, un der Herr Didier war aach derheem. Er hot in seiner Schtaatsschtub schtrimpig uf'm Kanapee gelege, for e Mittagsschläfche zu mache. Do dran isch er dorch uns verkerzt wore, awer er war recht heflich, un hot mich aach noch gekennt vun friher.

„Wären Se doch e paar Tag eher kumme,“ hot er gsagt, „was het sich der Vetter Borger gfrät.“

„Ja na,“ sag ich, „mer hawe ke Ahnung ghatt, daß er krank war. Was hot em dann gfehlt?“

„'s war halt 's Podegra,“ sagt der Herr Didier ganz ruhig, wahrscheinlich hot er's noch nit ghatt. Mir aber isch's angscht wore und bang, ich hab's schun ghatt, schun e paarmol, awer daß mer dran schterbe kann, hab ich nit gewißt. 's war mer e Schrecke. „Des wären arche Schmerzen gewest sein?“ frog ich e bissel kleenlaut.

„Schun,“ sagt der Herr Didier, so recht gefihllos.

„Na, und zuletscht, wie isch's do gange?“ frog ich weiter, „hot er doch en leichte Tod ghatt?“

„Ne,“ sagt er un reißt die Aage ganz vergelschtert uf, „den hot er nit ghatt.“

„O je, o je,“ sag ich bedauerlich, „warum dann nit?“

„Ja, weil er noch lebt,“ sagt er un guckt mich ganz verzwerbelt an.

Ich meen, 's schlagt mer eener mittem Dreschflegel uf de Kopp. „Er lebt noch?“ sag ich mit eener ganz zitterige Schtimm.

„Ei jo," sagt er, „er isch heut morge ins Wildbad gereest."

„Dunnerwetter noch emmol," kreisch ich, „for was telegraphieren Sie hernach in der Welt rum un schprengen en alte Mann for nix un widder nix am Narrefähl nach Diedehofe?"

„Des isch mer jo nit eingfalle," sagt der Herr Didier, „ich het an Sie telegraphiert?"

„Do, an de Battischt, mein Neweh."

„Den kenn ich gar nit un weeß aach nit sei Adreß."

„Du hoscht doch gsagt, 's wär Didier unner dem Telegramm gschtanne," fahr ich jetzt uf de Battischt los.

„Ich hab's gemeent," sagt der un schteht do wie der Butter in der Sunn, „awer gewiß kann ich's nit sage, 's war undeutlich gschriwe."

„Hm," sagt der Herr Didier, „sollt sich do amend eener en Schpaß gemacht hawe mit dem Telegramm?"

Uf emol kriegt sich der Battischt am Kopp un kreischt: „Des war der Hoppelfranz un ke annerer, wann ich heemkumm, schlag ich en tot!"

„Was?" fang ich jetzt an zu dowe, „do soll dich miserable Kerl doch 's Dunnerwetter in de Grundserdsbodde neinschlage, hoschte mich derheem noch nit genung ums Geld gebrocht, muß ich mei sauer verdiente Batze aach noch nach Diedehofe trage? Guck wie de heemkummscht zu deim Wertshausbruder, ich zahl der dei Pläsierreese nit. Ich kennt dich verkrimmle, dich elendigi Kreatur!"

„Ich hab se awer beruhigt mit me scharmante Bickling."

„Herr Bohlacker, rege Sie sich nit uf," sagt der Didier, „'s isch nit gsund bei dere Hitz, un 's helft aach nix. Sie sin jetzt emol do, un thät ich Ihne deswege rote, daß Sie grad, wie wann nix wär, ins Haus vum Vetter Borger gehen un thun, als wann Sie 'n hetten bsuche wolle. Er hot e alti Bas bei sich, wu em die Haushaltung fihrt, die weeß alles, was im Dorf vorgeht un het's glei haus, daß Se do waren. Mar hot Se zu mir reingehe sehe" — er guckt zum Fenschter naus — „richtig, do draus schtehen noch die Kinner un e paar alte Weiber un passen, bis Sie widder rauskummen. Zuerscht wolle mer awer die schwarze Flehr abmache, Sie sehen noch rußig genug aus. E Scheer," ruft er zu der Thür naus, „Kleeni, bring emol e Scheer."

Die Kleen war em Herr Didier sei großi Dochter, wu sich jetzt eifrig driwer gemacht hot, dene Lademamselle ihr Werk zu zerschtöre. Mer hawe die Flehr in die Säck gschteckt, der Herr Didier hot uns noch de Weg expliziert, er war nit schwer zu finne, dann 's sin nor zwee Schtroße im Dorf, vum dene mer die een minnanner unner getroßt sin.

„Was der Herr Didier e schenes Dechterle hot," sagt der Philp unterwegs.

„So," sag ich korz un denk bei mir: Jugend, du hoscht ke Tugend, guckt der Kerl in so me Augeblick noch de Mädle.

„Se heeßt Marieche," sagt er ganz pläsierlich.

Ich hab em ke Antwort mehr gewe; wann gar ke Ernscht in en Mensch neinzubringe isch, schpart mer am gscheitschte de Odem.

Die alt Bas isch uf de Tod verschrocke, wie uf emol drei schwarze Gschtalte mit hoche Hit feierlich in die Schtub neinmarschiert sin. Ich weeß nit, hot se uns for Leicheträger ghalte oder for e Gerichtskummission oder for was sunscht for duschtere Persönlichkeite — ich hab se awer beruhigt mit me scharmante Bickling un hab nit genung driwer lamentiere kenne, daß mer de Vetter Borger so verfehlt hawe. Der Philp hot mer beigschtanne, der Battischt awer hot ke Wort geredt un sich uf seim Schtuhl gekrimmt wie e Worm, so daß die Bas gefrogt hot, ob em was fehlt. Er het Magedricke, hot er gsagt, un uf des hin gebt se 'm Schnaps zu trinke, e guts Dröppel, ich hab's geroche, so hawen die Lumpe immer Glick. Mir awer gebt se 3 große Eppel mit, sie wären aus ihrem Garte. Mer sin nit lang gebliewe, se hot uns aach bereitwillig gehe losse, mich hot der Bodde unner de Füß gebrennt.

Beim Herr Didier hawe mer e Glas Wein trinke misse, er hot's nit annerscht gethun, dernoch aber sag ich: „Fort, uf Diedehofe los, uf die Eisebahn."

Wie mer zum Haus draus sin, fehlt der Philp.

„Wu bischte dann?" ruf ich, „wu hot dich dann der Deiwel?"

Iwerdem kummt er hinneraus, er het doch Adje sage misse, sagt er, un grinst wie e Maikäfer. Soviel Gfihl hawen heutigtags die Kinner for en alte Vatter.

Der Battischt hot unnerwegs nix wie Fäuscht gemacht un mit de Arm gefecht, er hot's wahrscheinlich mittem Hoppelfranz ghatt.

„Hör uf," hab ich grad sage wolle, „wann eener Fäuscht zu mache hot, bin ich's," do kracht's aach schun, un er hot uffem Buckel 's gröscht Loch. Des Enge un die Gemitsbewegunge waren zuviel for den alte Rock.

„Was fang ich an," hot er gejammert, „ich kann so nit unner die Mensche."

„Ja na," sag ich, „du derfscht halt de Leut nit de Ricke drehe, sei e heflicher junger Mann un prodezier dich nor vun vorne." Des war fors Fenschtersitze.

Wie's awer in Diedehofe ans Einschteige gange isch, hab ich mer de Battischt uf die Seit genumme, un: „Battischt," hab ich majestätisch zu em gsagt, „ich bin ke Unmensch, wann ich's aach verschwore hab, do hoschte dei Billet. Setz dich, wuhin de willicht, nor nit zu mir. Kerl," hab ich gekrische, dann der Zorn hot mich iwermannt, „ich kann dich nimmi angucke, geh mer aus de Aage!" Dodruf bin ich eingschtiege, 's war mer e bissel leichter.

So sin mer dann die ganz Nacht fortgelottelt in der Eisebahn, ich war des Fahre lädig. 's isch Morge gewest, wie mer derheem unsern Einzug ghalte hawen, ich un der Philp. De Battischt mittem Loch uf em Buckel hab ich unnerwegs, der Tag hot grad gegraut, umschteige sehe for nach Frankethal.

Mei Fraa, die Mädle un die Großmutter sin beim Kaffee gsesse, wie mer heemkumme sin. Mei Fraa hot, solang mer fort waren, nor immer die een Angscht ghatt, der Battischt wär amend Universalerwe, weil er 's Telegramm kriegt hot. Die Großmutter hot se awer getröscht, 's wär er emol vun eener Karteschlägern prophezeit worre, eens vun ihre Kinner thät e großi Erbschaft mache, un des wär sie, mei Fraa. Mei Dechter waren nit so einträchtig minnanner, die hawen sich schun beinah an de Kepp ghatt, weil die Kätche mit dem viele Geld nach Mannem het ziehe möge un die Bawett hot nit fortgewollt wege 's Wolfe Jakob, wu se bal druf aach geheirat hot.

Die vier Frauenzimmer waren in eener Schpannung, wie se uns zu der Dihr reinkumme sehen, daß mer sich wunnere muß, daß es ke Explosion gewe hot un die een oder annere in die Luft gfahre isch. Der Philp hot kaum 's Lache verbeiße könne, des hawen se for e guts Zeiche genumme. Ich awer hab in de Sack gelangt, hab die drei Eppel raus gholt, hab een vor mei Fraa gelegt, een vor die Kätche un een vor die Bawett. „Großmutter," hab ich gsagt, „Ihr sin in die Brich gfalle." Un wie se große Aage machen, alle vier, sag ich: „Des isch die ganz Erbschaft."

„Der Battischt!" kreischt mei Fraa.

„Er lebt noch," sag ich, „er lebt, der Vetter Borger," un der Philp fangt an zu lache, daß 's Haus wackelt. Zuerscht hawen se bes sein wolle do driwer, sie hawen awer nit gekennt; mer fange alle an zu lache un lache fort und kenne gar nimmi ufhöre. So hawe mer doch wenigschtens gelacht for unser Geld, wu die Reef' nach Diedehofe gekoscht hot.

Die Gschicht hot awer noch e Nochschpiel, wie mer sagt, un des Nochschpiel heeßt Marieche. Mer ware noch nit lang derheem, do hot der Philp angfange, alle Sunntag nach Berghause zu laafe, er het en Freind dort, hot er gsagt. Mir isch nix driwer eingfalle, awer mei Fraa hot glei am erschte Sunntag gsagt: „Do schteckt was dehinner. For zu me Freind zu gehe, loßt mer sich ke Locke brenne." Un richtig kummt's raus, daß 's Marieche dehinner schteckt, em Herr Didier sei Kleeni, wu in Berghause bei eener Inschtitutsfreindin uf Besuch war. Daß se dort hingeht, hot der Philp an er rausgebrocht, wie er so arch lang zum Adjesage gebraucht hot. Eh se widder heem isch, waren die zwee Junge minnanner eenig, uns Alte war's aach recht, un jetzt isch die Marieche dem Philp sei Frääche, un der Philp sagt, er gäb die Reef' nach Diedehofe nit for e Million. Na, er isch erscht e Verteljohr verheirat.

Wie's em Vetter Borger geht, frogen er mich? Gut geht's em, prächtig, un des frät mich. Mer isch doch ke Kannebal, daß mer de Tod vun seim Nebenmensche will, un wann's zehnmol der Erbvetter wär.

Onkel Schröder.

Erzählung von Edmund Bärenfeld.

Einen fröhlichern Menschen hat die Sonne nie beschienen, als den alten Kolporteur Schröder, Onkel Schröder, so nannten und nennen ihn noch heut seine zahlreichen Kunden; denn der gute Alte lebt, Gott sei Dank, noch und trabt mit seiner Zeitungs- und Büchermappe nebst Prämienbildern durch alle Straßen unserer Residenzstadt.

Heut ist für Onkel Schröder kein Geschäftstag, und doch rumort er schon seit sechs Uhr morgens in seinem Stübchen herum, hat gescheuert, gefegt, gekocht, zwei Betten gemacht, seine Stiefel geputzt, Chemisette und Halskragen geglättet, sich festlich gekleidet, sieht nun noch einmal nach dem großen eisernen Topf auf dem Kochofen, nach der Bratpfanne, aus der ein höchst einladender Geruch aufsteigt, nickt noch freundlich nach dem Blumenbrett hin, schnalzt noch einmal dem Kanarienvogel zu und eilt die vier Stockwerke in einem Atem hinunter, im Sturmschritt nach dem Bahnhofe.

Seine Augen suchen in den Fenstern der Wagen.

Mancher Vorübergehende sieht dem Onkel Schröder verwundert nach. Von Minute zu Minute sieht er auf seine alte gute Spindeluhr. „Schon elf, schon elf! Um halb zwölf kommt er an! In fünfundzwanzig Minuten ist er da! Siehst du, Junge, Junge, Junge! Mein Bengelchen! Mein Robertchen! Hahahaha! Siehst du, siehst du!" So lächelt und murmelt er unaufhörlich vor sich hin. Seit fünf Minuten bereits rennt er auf dem Perron hin und her und wischt sich mit dem blaubunten Taschentuche die blanke Stirn. Da pfeift es! Das kurze Keuchen und Schnauben kann man schon deutlich hören. Jetzt steigt das schwarze, dampfende Ungetüm vor den harrenden Blicken auf, noch eine halbe Minute, da hält der Train. Onkel Schröders Herz schlägt hörbar. Seine Augen suchen in den Fenstern der Wagen. Die Thüren werden geöffnet, die Passagiere steigen aus, — gleichgültig und abgespannt sehen sie in Schröders erhitztes Gesicht. Ein Wagen ist noch nicht entleert. Eine außerordentlich dicke Dame verstopft die Thüre und hindert die hinter

ihr Stehenden, auszusteigen. Da muß er sein! Mit zwei Sätzen ist Onkel Schröder dort, schwenkt die dicke Dame mit einer äußerst geschickten Drehung durch die Öffnung, — die letzten Insassen sind frei. „Nun — Robert!“ — Der Wagen ist leer! Der alte Mann fliegt durch die Reihen der Passagiere den Perron mit Blitzesschnelle nochmals auf und nieder. Mit dem geschärften Blicke eines Polizeispions kontrolliert er jede Physiognomie, jede Umarmung, jeden Kuß. — Endlich werden die Reihen lichter, das Gewirr löst sich, das Geräusch verliert sich, es wird ganz still. Hier und da eilt noch ein Bahnhofsbediensteter vorüber und verschwindet schnell, wie er gekommen. Onkel Schröder steht noch immer auf dem Perron, er starrt auf die Schienen, sein Gesicht ist schlaff und bleich geworden, sein Blick leer. — Was ist denn geschehen? — Sein Robert ist nicht mit dem Zuge angekommen, wie er's in seinem letzten Briefe versprochen. Was weiter! Er wird den Zug versäumt haben. Irgend eine unvorhergesehene Abhaltung, vielleicht noch ein lustiger Kommers. Wer wird das dem lieben Jungen nicht gönnen!

Solche Gedanken mochten ihm kommen. Sein Gesicht färbte sich wieder, die Augen gewannen wieder Leben. Mit raschem Entschlusse schreitet er auf das Telegraphenamt zu. Ganz wohl ist ihm freilich nicht. Er hatte sich auf den Augenblick des Wiedersehens so sehr gefreut. So schön, wie es jetzt gewesen wäre, kann's kaum noch werden. Ein Schatten blieb zurück auf dem guten Gesichte, den sollte es nie mehr verlieren.

Jetzt sitzt er seit einer halben Stunde im Bureau des Telegraphenamtes. Die Depesche nach Jena ist abgegangen, die Rückantwort ist bezahlt, aber noch läßt sie auf sich warten. — Da arbeitet der Telegraph! Beim ersten Ticken springt Schröder auf, sein Auge hängt sich fest an den Mund des Beamten, der gelassen den Streifen abrollt. — Adressat ist bereits gestern mittag abgereist, lautet die Antwort. „So, so! Schon gestern! Schön, schön! Danke sehr! Also gestern!“ Mit solchen Worten verläßt Onkel Schröder das Bureau und das Bahnhofsgebäude.

Er schlägt den Weg nach Hause ein, er geht langsam, ganz gegen seine Art, er sieht fremd nach den Straßenecken auf, — er ist falsch gegangen, — das erste Mal, seit er denken kann. „Hm, hm, wird wohl noch erst einen Abstecher gemacht haben,“ so murmelt er vor sich hin, „wird ja schon kommen, — aber schade ist es doch, — ich hatte mich so sehr darauf gefreut!“

Er hat lange Zeit gebraucht, um nach Hause zu kommen. Da steht er vor der Hausthüre. Der Schneiderjunge aus dem dritten Stockwerke tritt ihm entgegen. „Na, da ist er ja,“ ruft er und läuft zurück, die Treppen hinauf. Onkel Schröder sieht dem Jungen verwundert nach, mühsam steigt er die Stufen hinan. Die vier Treppen wollen diesmal kein Ende nehmen. Endlich ist er vor seiner Zimmerthüre angelangt, er steckt den Schlüssel ein, — aber es schließt nicht, — sonderbar, — er faßt an die Thürklinke, — die Thür ist ja gar nicht verschlossen! Er öffnet — „Robert, Robert!“

Onkel Schröder zittert am ganzen Leibe. Freude, Schreck, Erwartung, Schmerz und Bangen wechseln in seinen Zügen, — er will auf Robert zueilen, aber die Beine sind ihm plötzlich so schwach geworden, er muß sich auf den nächsten Stuhl niederlassen, ihm ist zum Umsinken.

„Wo kommst du denn her? Wie bist du hier hereingekommen?“ Diese Fragen bringt er mühsam hervor.

Robert, ein junger Mann von prächtig schöner Gestalt und ungemein einnehmenden Gesichtszügen, deren harmonische Wirkung nur durch eine gewisse Kälte der großen blaßblauen Augen gestört wird, richtet sich lächelnd halb auf von dem Bette, auf das er sich halb entkleidet geworfen, und hält dem alten Schröder die Hand entgegen. „Guten Tag, Papa! Du warst wohl nach der Bahn? Nimm's nicht übel, daß ich liegen bleibe. Ich bin schrecklich müde. Wir sind die Nacht ein bißchen durchgegangen, Strengenberg, Kronwald und ich. Wir sind schon gestern gereist, weil Kronwald von seinem Papa achthundert Thaler geschickt bekam, um seine Schulden in Jena zu bezahlen. Er hat alles glatt gemacht und noch zweihundert Thaler übrig behalten. Da hat er denn Strengenberg und mich gebeten, gleich mit ihm zu reisen und ihm die zweihundert Thaler klein machen zu helfen. Das haben wir besorgt, ich bin aber entsetzlich müde davon. Von gestern abend um 8 Uhr, als wir ankamen, bis heute morgen in einer Tour gebummelt, das ist mehr, als der Mensch verlangen

„Guten Tag, Papa! Du warst wohl nach der Bahn?“

kann. Ich habe, ehe ich herkam, ein Dampfbad genommen. Man kommt sich nach solcher Nachtschwärmerei so ein wenig wie unsauber vor. Ich hatte beinahe Angst um dich, Papa. Als ich kam, sagten die Leute im Hause, du wärest heut noch nicht ausgegangen, sonst hätten sie dich regelmäßig morgens um sieben Uhr fortgehen sehen, am Ende sei dir etwas passiert. Man hört jetzt soviel von Unglücksfällen, Selbstmorden und derlei. Ich habe gleich den Schlosser holen und aufmachen lassen. Als ich deine dampfenden Kochtöpfe auf dem Ofen sah, war ich ganz beruhigt. Konnt's mir schon denken, daß du nach der Bahn warst. Nun, das schadet nichts, aber jetzt lasse mich ein bißchen schlafen, ja? Ich komme bald um vor Müdigkeit. Morgen wollen wir plaudern. Ich werde ungewiegt schlafen. Wenn du zu Hause bleibst, ziehe die Stiefel aus, ja, Papa? Also einstweilen bis morgen."

Damit drehte sich Robert mit dem Gesichte zur Wand. Bald gab das vernehmbare, regelmäßige Atemholen Zeugnis von dem gesunden Schlafe des sorglosen jungen Mannes.

Onkel Schröder saß noch geraume Zeit bewegungslos auf dem Stuhle, die Hände im Schoß gefaltet, den Kopf niedergesunken, — man könnte glauben, auch er sei eingenickt. Er schlief keineswegs. Es fröstelte ihn, — er hatte sich wohl im Zuge auf dem Bahnhofsperron eine kleine Erkältung geholt, oder war sein von Natur etwas weichliches Gemüt dem kräftig frischen Hauche der Jugend nicht gewachsen, der ihn aus Roberts hübschem Munde angeweht?

Es fing bereits an zu dunkeln, als er leise auf den Fußspitzen, die Stiefel in der Hand, das Zimmer verließ, — erst unten im Hausflur zog er sie an. Fort schlich er sich, seltsam schwankend, aus dem Gedränge der Menschen hinaus nach öden, einsamen Plätzen, hinaus auf die menschenleere Landstraße, bis dunkle Nacht ihn einhüllte, — bis er, mit der Welt, besonders aber mit sich und seiner Dummheit, wie er sich vorwarf, unzufrieden, doch wieder den Heimweg antrat. Ebenso leise, wie er gegangen, betrat er wieder sein Zimmer, deckte Robert sorgsam zu und begab sich selbst endlich zu Bette.

Seitdem sind Wochen vergangen. Onkel Schröders Zimmer sieht fast aus wie früher, nur nicht mehr ganz so gemütlich, nicht mehr ganz so geordnet sieht es aus. Staub liegt auf den Möbeln, im Kochofen prasselt mittags kein Feuer mehr.

Onkel Schröder speist seit einigen Tagen in der Kellerrestauration nebenan. Und wo ist der schmucke Robert, der junge Doctor medicinae?

Der konnte selbstverständlich nicht mit seinem Vater in einem Zimmer, vier Stock hoch, wohnen bleiben, und noch dazu in einem so entlegenen Stadtviertel. Das hat Onkel Schröder selbst eingesehen, als Robert es ihm klar machte.

Es ist so natürlich, und doch hat der närrische Alte seitdem die rechte Freude an seiner Häuslichkeit verloren. Das zeigt sich auch recht in seinem Äußern. Die Stiefel sind nicht mehr spiegelblank, die Wäsche ist mit dem Halstuch verdeckt, und manche Kleinigkeiten geben seinem Anzuge das Gepräge der Nachlässigkeit.

Eben verläßt Onkel Schröder das Sparkassengebäude und tritt auf die Straße, ein kleines, schweres Leinenbeutelchen tragend. Er hat sich das letzte Geld auf sein Sparkassenbuch auszahlen lassen. Sehen wir, wohin er das Geld trägt. Sein Gesicht, das seit vielen Tagen umflort schien, trägt eine freudige Hingebung zur Schau. Bald sehen wir ihn in einer Straße, die vornehmlich von der Aristokratie frequentiert wird. Er verschwindet in einem Prachtgebäude, steigt zur Bel-Etage hinauf und klopft schüchtern an eine Thüre. Auf ein helltönendes „Herein!" tritt er ein und steht, nachdem er das kleine Entree passiert, in einem reizend ausgestatteten Salon, seinem Robert gegenüber.

„Du bist lange geblieben, Papa. Hast du das Geld?"

„Hier ist es. Es war so voll, ich mußte warten."

„Sei so gut, zähle dir achtzig Thaler ab und schicke sie noch heut an meine Wirtsleute nach Jena. Laß dir den Ehrenschuldschein dagegen schicken, den ich ihnen ausstellen mußte, ehe ich abreiste. Ich muß sehen, wie ich mich mit den zweihundert Thalern, die ungefähr noch bleiben, einrichte. Brauchst du etwas davon?" „O nein, durchaus nicht." „Das ist mir ganz angenehm. Ich habe zwar durch Kronwalds Konnexion die Assistentenarztstelle beim Sanitätsrat Scharbeck erhalten, aber mein Einkommen wird vorläufig nicht sehr groß sein. Auch muß ich mich, wie du weißt, aufs Staatsexamen vorbereiten, das kostet auch Geld. Habe ich erst das Examen hinter mir, dann soll es mir bald an nichts mehr fehlen, dann sollst du es auch gut haben, dann giebst du dein häßliches Kolporteurgeschäft auf und lebst als Privatier. Den Gefallen mußt du mir thun. Es geht wirklich nicht, daß der Sohn Arzt und der Vater Kolporteur ist, das siehst du gewiß selbst ein. Nun, bist du mit dem Zählen fertig? Ich möchte gern etwas ausgehen." „Ja — gleich — so, ich bin fertig. Adieu, lieber Robert." „Adieu, Papa, laß dich bald einmal wieder sehen." Robert giebt dem Papa im Übermaße froher Laune einen Kuß und schiebt ihn freundlich zur Thüre hinaus.

Woher das Erröten auf Onkel Schröders Wangen? Etwa, weil er zur Thüre hinausgeschoben wurde? O nein, er hatte sich nach und nach an die frische, fröhliche Art und Weise seines Robert gewöhnt. Nein, es war die reine Wonne einer ewig kindlich bleibenden, naiven Natur, die jedes Liebkosen eines geliebten Wesens mit Entzücken erfüllt.

Er hatte Robert, dem, als er kaum drei Monate alt war, die Mutter starb, gepäppelt, gewiegt, gewaschen, angezogen, zur Schule gebracht. Er hatte ihn studieren lassen und sich Roberts wegen unzählige Entbehrungen auferlegt. Dabei unermüdlich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht auf den Bahnhöfen, auf den Straßen, in den Häusern sein flottes Kolporteurgeschäft getrieben, mit solch glänzendem Erfolge, daß er neben den namhaften Kosten, die Roberts Studium veranlaßte, doch noch eine hübsche Summe zur Sparkasse tragen konnte. Er hatte davon geträumt, für sein Alter ein Kapital zu sparen, um die letzten Tage in Ruhe zu genießen. Diese Hoffnung gab er um einen Kuß von seinem Robert hin. Warum auch nicht. Robert war ein wunderhübscher, heiterer, liebenswürdiger Knabe, mit außergewöhnlichen geistigen Anlagen, staunenswerter Fassungskraft und eminentem Gedächtnis. Die Gymnasialklassen, die andern viel zu schaffen machen, hatte er spielend überwunden. Mit seinem achtzehnten Jahre trat er, reif zur Universität, die Reise nach Jena an. Onkel Schröder brachte ihn damals zur Bahn. Beide weinten beim Abschiede bittere Thränen. Vier Jahre waren sie voneinander fern. Die Ferien verlebte Robert bei Universitätsfreunden, da und dort. So sehr sich auch Onkel Schröder nach ihm sehnte, er hatte doch nie den Mut, dem lieben Jungen ein Vergnügen zu stören. Endlich kam der Tag, der ihm seinen Robert wiedergab, der Tag, den

er so heiß ersehnt, der Tag, dem er mit so viel kindischer, heimlicher Freude entgegensah, der Tag, von dem er nicht für alle Schätze der Welt eine Minute verkauft hätte!

Nun, wir haben am Beginn dieser Erzählung dem Wiedersehen beigewohnt.

Wahre Liebe ist ewig. Nichts kann sie vernichten, nichts kann sie erkälten, sie flammt und flammt, bis der Herd, in dem sie lodert, zusammenbricht. — Darum zaubert Roberts Kuß rosiges Licht auf Onkel Schröders Wangen, darum fühlt der Alte sich aufs neue gehoben und gekräftigt auf seinem mühevollen, entsagungsreichen Lebenswege.

Ein Jahr ist nichts! Wie — viel — ist ein Jahr! Wie flüchtig für Genuß und Glück! Wie unabsehbar für Sorge und Leid! Ein Jahr! — Ein Millionsteilchen eines Pulsschlages der Ewigkeit! Wiege und Grab für Milliarden wunderbar organisierter Wesen! Das Seufzen, Stöhnen, Weinen, Kreischen, Jauchzen, Schreien, Lachen eines Jahres auf einen Augenblick zusammengeballt, würde die Erde aus der Bahn schieben und den Sonnenball stutzen machen. Für Robert reichte ein Jahr gerade aus, um mit Glanz sein Staatsexamen zu machen. Ja, er genießt schon den Ruf eines ganz ungewöhnlich befähigten Arztes.

Sein Einkommen ist bereits ganz respektabel. Einem ansehnlichen Kreise vornehmer Patientinnen aller Altersklassen ist sein täglicher Besuch unentbehrlich.

Onkel Schröder hat seinen Robert im ganzen Jahre nur zweimal zu Hause getroffen. Beide Male war Robert recht mißgestimmt darüber, daß sein Papa noch immer das häßliche Kolporteurgeschäft nicht aufgegeben. Auch Onkel Schröders verletzend ordinäre Erscheinung, seine vulgäre Ausdrucksweise, sein Mangel an akademischer Bildung und sein mitunter recht aufdringlich, kindisch zärtliches Benehmen machen auf den armen Robert einen immer peinlicheren Eindruck.

Onkel Schröder ist im ganzen recht zufrieden. Er geht mit Eifer seinen Geschäften nach. Sogar ein neues Sparkassenbuch ist angelegt, sechzig Thaler hat er wieder zusammengebracht. Sein Robert könnte vielleicht einmal unversehens Geld brauchen. Wie beschämend wäre es für den alten Schröder, wenn er dann nicht sofort helfen könnte. Nur seine Häuslichkeit ist nach und nach ganz verändert. Wo früher Ordnung und Sauberkeit herrschte, da sieht es jetzt seltsam wüst und wild aus. Das Bett ist wohl seit Monaten nicht gemacht. Ausgefegt wird, wie es scheint, gar nicht mehr. Der Staub liegt überall fingerdick. Der zwitschernde gelbe Freund ist verschwunden, ebenso das Blumenbrett am Fenster. Nun, das hat nicht viel zu sagen, Onkel Schröder ist eben nicht mehr viel zu Hause. Ist er mit seinen Geschäften fertig, dann faßt er Posto unter dem Thorwege, vis-à-vis von Roberts Wohnung, sieht nach dem Fenster hinauf, oder geht auch, wie zufällig, raschen Schrittes vorüber, wenn sein Robert aus der Equipage steigt, und ist für eine ganze Woche glücklich, wenn Robert ihm zugerufen hat: „Ah, guten Abend, Papa! Na, munter?“ „Danke, danke,“ sagt dann Onkel Schröder und trabt geschäftig weiter.

Er möchte wohl manchmal gern stehen bleiben, er möchte ihn mitunter gern umarmen und sagen: „Mein lieber, mein herzenslieber Junge!“ Aber von derlei ist Robert kein Freund. Warum soll er den armen Jungen ärgern! —

Nach solch glücklichem Abend kam Onkel Schröder einmal nach Hause und fand einen Bestellzettel in die Thür geschoben, darauf stand: Bitte um die drei letzten Nummern des „Musikfreund“. Unterzeichnet: Konsul Schönwald, Britisch Hotel.

Es war nichts ungewöhnliches, daß Onkel Schröder derlei Bestellungen zu Hause vorfand. Jede solcher Bestellungen war ihm angenehm, denn sie brachte viel oder wenig, aber sichern Gewinn.

Warum machte er heut kein freundliches Gesicht dazu und sah so lange auf den Bestellzettel, als sei derselbe in einer fremden Sprache geschrieben und er könne den Inhalt unmöglich entziffern?!

Es giebt Wendepunkte in unserem Leben, die wir instinktiv wahrnehmen, wenn wir sie auch nicht begreifen. So wie das Wild das Annähern von Gefahr wittert, so wittert unsre Seele mitunter das Wirken und Weben des Weltgeistes, noch ehe der Faden sichtbar wird, der uns umzieht. Oder war es das nicht? War es der einfache Gedankenschluß, der den Namen Schönwald mit dem Namen Schönau in Verbindung brachte, daß diesmal die angenehme Stimmung den alten Kolporteur nicht überkam, die ihm sonst bei jeder Bestellung ein behagliches Schmunzeln ablockte?

Schönwald — Schönau! — Was war's damit?

Der Name Schönau war in der That einst verhängnisvoll für ihn gewesen; — aber das war schon lange her.

Wer jetzt Onkel Schröder so sinnend, so tiefernst am Fenster stehen sieht, der möchte kaum glauben, welch ein närrisch eitles Kerlchen der gute Alte vor etwa fünfundzwanzig Jahren war. Ja, das war eine schöne Zeit! Wie allerliebst stand ihm der blaue Frack mit den blanken Knöpfen! So etwas Reizendes giebt es heutzutage kaum mehr. — Damals war die Schönausche Musikalienhandlung wohl renommiert, nun ist sie längst verschwunden. Wer damals dort den jungen Kommis Schröder sah in seiner ganzen Glorie, wie er so kokett, gewandt mit den Damen verkehrte, wie er so recht gewissenlos verführerisch seine kunstvoll geknüpfte Halsschleife mit den blendend weißen Vatermördern zur Schau trug, daß es so manchem jungen Mädchen bei seinem Anblicke einen Stich ins Herz gab, der konnte ihm fast gram werden um solch grausamen Spieles, umso mehr, als Schröders Herz nicht mehr zu vergeben war.

Ein sehr reizendes, aber blutarmes Mädchen hatte sein Herz erobert, die Nichte der Konditoreibesitzerin, bei der Schröder und der Sohn seines Prinzipals, der flotte Ernst Schönau, Sonntag-Nachmittags ihre Tasse Mokka tranken. Welch verheerende Pfeile schossen Schröders Augen von der Kaffeetasse hinüber nach dem Buffet, hinter dem die liebliche Karoline saß. Ob sie Schröders Blick verstand? Oft begegnete sie seinen Blicken mit freundlicher Verwunderung, oft senkte sie, innig lächelnd, den Blick zu Boden. Das letzte besonders wirkte so begeisternd auf den jungen Schröder, daß er sich sogar zu einer zweiten Tasse Kaffee entschloß, ein nicht unbedeutendes Wagnis für die knappe Börse eines Kommis damaliger Zeit.

Gesprochen hatte Schröder der himmlischen Karoline noch nichts von seiner Liebe; denn wie die Sache lag, war an eine Heirat nicht zu denken. Wovon sollte er eine Familie, wenn auch noch so bescheiden, erhalten, und bloß ein Liebesverhältnis mit ihr zu erstreben, dazu war sie ihm zu heilig. Er wartete mit komischer Zuversicht auf irgend ein glückliches Ereignis, das vom Himmel oder sonst woher kommen müsse, und das ihn in den Stand setzen werde, eines Tages vor die Angebetete hinzutreten und zu sagen: „Teure Karoline, einziges Wesen! Ich liebe Sie über alle Beschreibung!

BLB Karlsruhe

Wollen Sie meine liebe Frau werden? Ich habe vier- bis fünfhundert Thaler Einkommen, damit können wir ganz gut bestehen, wenn Sie glauben, sich an meiner Seite nicht unglücklich zu fühlen."

Nun, das wäre wohl nicht möglich gewesen. Linachen wäre ihm mit niedergeschlagenen Augen und sanftem Erröten, wie er das so himmlisch fand, an die Brust gesunken, und dann so rasch als möglich die Hochzeit.

So weit war nun alles fertig vorbereitet in Schröders Kopf, nur zu dem glücklichen Ereignis war noch verzweifelt wenig Aussicht vorhanden. Zwar spielte er ein Vierundsechzigstel in der Lotterie, aber bis jetzt hatte er es damit nie weiter als zu einem Freilos gebracht. Sein einziger Verwandter, sein Onkel, der alte Kolporteur Weiß, war, wie es schien, nicht vermögend, hätte ihm wohl auch nichts gegeben, er mochte Schröder nicht recht leiden wegen seines geschniegelten Wesens. „Ach, du Zieraffe! Das legt sich alles," hatte er einmal zu Schröder gesagt. Seitdem hatten sich Onkel und Neffe vermieden.

So standen die Sachen.

Es war wieder einmal Sonntag-Nachmittag. Schröder trat wieder musterhaft niedlich aufgeputzt in die Konditorei. Schon durch die Glasthüre hatte er gesehen, daß sein Prinzipalssohn, der junge Schönau, noch nicht da war. Das war ihm jedesmal angenehm. Er fühlte sich zwar sehr geehrt im Verkehr mit dem wohlhabenden jungen Herrn; aber es war ihm etwas Zuwiderres, wenn Schönau bereits vor ihm in der Konditorei war. Er traf ihn dann jedesmal am Büffet stehend, zu Karoline hinübergebeugt, das mußte dem jungen Mädchen gewiß sehr lästig sein. Heut war er, Gott sei Dank, noch nicht da.

Welch verheerende Pfeile schessen Schröders Augen hinüber nach dem Büffet, hinter dem die liebliche Kareline saß.

Schröder setzte sich an seinen gewöhnlichen Platz; aber das: „Bitte um eine Tasse Mokka" blieb ihm halb im Halse stecken, denn als das Mädchen, das hinter dem Büffet in einem Buche las, den Kopf in die Höhe richtete, sah Schröder in ein ihm ganz fremdes Gesicht. „Wo ist denn Fräulein Karoline?" stammelte Schröder. Das junge Mädchen zuckte halb beleidigt mit den Achseln, die Frage hatte sie wohl schon bis zur Lästigkeit oft hören müssen. Sie ließ sich aber doch herab zu der Antwort: „Fräulein Karoline ist schon seit Montag nicht mehr hier, die verheiratet sich, ich bin jetzt hier." „Verheiratet sich?!" „Nun ja, denken Sie, eine Konditormamsell kann sich nicht verheiraten? Sie macht sogar eine feine Partie. Sie heiratet den jungen, reichen Musikalienhändler Schönau, der ist ja ganz vernarrt in sie. Vor einer Stunde sind sie miteinander ausgefahren."

Wenn der Himmel mit allen Sternen heruntergefallen wäre und die Erde in Millionen Stücke zerschlagen hätte, Schröder hätte es nicht beachtet. Wie versteinert saß er einen Augenblick da, dann stürzte er fort, wie ein Toller! —

Wo er gewesen, wie viele Menschen er umgerannt hatte, wußte er selbst nicht, als er ganz spät nach Hause kam und einen Brief an seinen Prinzipal schrieb, in dem er um seine sofortige Entlassung bat. Es sei ihm Umstände halber ganz unmöglich, ferner in seiner bisherigen Stellung zu verbleiben. — Am frühen Morgen schickte er den Brief fort, und noch an demselben Tage erhielt er die Antwort seines Prinzipals, der ihm in wohlwollender Weise sein Gesuch gewährte und ein ehrendes Zeugnis beigelegt hatte. Nun saß er einsam in seinem Zimmerchen und stierte auf die Dielen. Der Kopf war ihm zum Zerspringen — und doch so gedankenleer.

Aber des Lebens Notdurft drängt mit unausstehlicher Nüchternheit vorwärts.

Schröders ganzer Reichtum bestand in acht Thalern. Er mußte sich eine neue Stellung suchen.

Er raffte sich auf und kleidete sich sorgsam, um eine Wanderung durch die Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen der Residenz zu unternehmen. Vielleicht war irgendwo eine Stelle offen.

Noch einen Blick warf er in den Spiegel. Ja, das war derselbe blaue Frack mit blanken Knöpfen, das waren dieselben zarten silbergrauen Beinkleider, dieselben blütenweißen Vatermörder; doch an der Halsschleife fehlte der unnachahmlich geniale Schwung, und Schröders sonst so selbstgefälliges, strahlendes Gesicht, wo war es hingekommen? Weinerlich, beschämt, gedemütigt, saß es zwischen den Vatermördern, wehmütig eingeklemmt. Vergebens suchte er durch hartgeschlossene Lippen und starren Blick seinen Mienen eine vornehme Kälte zu geben.

Ach, wer diese plötzliche, traurige Wandlung Schröders gesehen, und wäre er ihm noch so gram gewesen, es hätte ihn nicht ungerührt gelassen. Der arme Teufel war in einem Tage zehn Jahre älter geworden. —

Er ist bereits auf der Treppe, da kommt der Briefträger herauf. „Herr Schröder, ein Brief ist zu unterschreiben. Vom Stadtgerichte!" Verwundert kehrt Schröder um und giebt dem Postboten den unterschriebenen Schein zurück. — Er öffnet den Brief. — Trauer und Bestürzung malen sich auf seinem Antlitz.

Ja, ja, ein Unglück kommt selten allein!

Sein einziger Verwandter, sein Onkel, der alte Kolporteur Weiß, war bereits vor vier Wochen gestorben, ohne daß er, der Neffe, Kenntnis davon hatte.

Aufrichtige, herzliche Trauer ergriff Schröder bei der Nachricht.

Der alte Weiß war wohl ein etwas derber, aber doch gut meinender Mann gewesen. Er hatte ihm sogar zu seinem letzten Geburtstage zwei Thaler geschenkt, freilich mit der Weisung, sich keinen Staat dafür zu kaufen, lieber ordentlich dafür zu essen, damit er etwas Fleisch auf den Leib bekäme. Nun war der Alte, ohne einen Verwandten um sich zu haben, gestorben und zur Erde bestattet.

Der alte Weiß hinterließ seinem Neffen Gottlieb Schröder zwölfhundert Thaler, mit dem Wunsche, er möge das bisher von ihm, dem Weiß, betriebene Kolporteurgeschäft weiter betreiben. — „Ja, das thue ich! So soll's sein! Fort mit der Vergangenheit! Mit der Liebe ist's vorbei! Nach wem hätte ich noch zu fragen?" rief Schröder, warf zum Zeichen, daß er die Zeit eitler Wünsche hinter sich habe, seinen sorgfältig gepflegten Cylinder auf die Erde, setzte ihn, mit einem tiefen Knick versehen, wieder auf den Kopf und wanderte, der Meinung, der Welt trotzig die Stirn zu bieten, nach dem Kirchhofe hinaus, wo der einzige Mensch begraben lag, der bis zum Tode seiner in Liebe gedacht hatte.

Seit anderthalb Jahren war Schröder Kolporteur und trug eine fast diabolische Lustigkeit zur Schau. Er war bei seinen Kunden fabelhaft beliebt, und die Verlagsbuchhändler trugen ihn auf den Händen. Er verdiente unglaublich viel Geld. An manchem Tage betrug sein Reingewinn vier bis fünf Thaler, er war die Krone aller Kolporteure. Er hatte sich eine außerordentliche Routine zu eigen gemacht. Im Fluge durchstöberte er des Morgens sämtliche Journale, um im Stadtklatsch stets geläufig zu sein. Dabei fiel ihm eines Morgens folgender Artikel in die Augen: Der Musikalienhändler Ernst Schönau ist mit Hinterlassung von cirka zwanzigtausend Thaler Schulden, man spricht sogar von falschen Wechseln, nach Amerika durchgegangen. Seine junge Gattin mit ihrem Söhnchen befindet sich in der hilflosesten Lage. Spiel und Verschwendung haben den jungen Mann ins Verderben getrieben, der erst vor einigen Jahren, bei dem Tode seines Vaters, dessen blühendes Geschäft schuldenfrei übernahm.

Zur Ehre Schröders sei es gesagt, beim Lesen dieses Artikels kam auch nicht etwa der Schatten eines Gefühls von Genugthuung über ihn. Tiefer Ernst lagerte sich auf seiner Stirn, er steckte mehrere hundert Thaler Geld, die er im Hause hatte, zu sich und begab sich festen Schrittes nach Schönaus Geschäftslokal. Es war geschlossen. Er ging hinauf in die Wohnung, ein Dienstmädchen öffnete ihm. Auf seinen Wunsch, Frau Schönau zu sprechen, ward ihm zur Antwort: Frau Schönau sei krank, sei auch nicht allein, doch wolle man ihr seinen Besuch melden. — Noch keine Minute war nach dem Verschwinden des Mädchens vergangen, als dasselbe schon zurückkam mit den Worten: „Sie möchten doch gleich hereinkommen."

Schröder trat ein. Da lag, bleicher fast als das Bettzeug, das sie umhüllte, Karoline. Ein Knäblein, etwa drei Monate alt, schmiegte sich an ihre Schulter. Neben dem Bette saß der Polizei-Kommissar des Reviers, der eine vorläufige Vernehmung der Frau des flüchtigen Bankerotteurs vorgenommen. — Karoline hielt Schröder die schmale Hand entgegen und sprach kaum vernehmbar, mit schwachem Lächeln: „Ich danke Ihnen. Ich wußte, Sie würden kommen, wenn ich mir auch keinen Grund dafür angeben konnte. Wollen Sie sich nicht setzen? O, bitte, Herr Kommissar, bleiben Sie noch einen Augenblick. Ich wünsche, daß Herr Schröder einen Zeugen hat wegen der Bitte, die ich an ihn zu richten gedenke. Nicht wahr, Herr Schröder, Sie kommen, mir in meiner bedauernswerten Lage Ihre Dienste anzubieten? Ich habe es gewußt, obgleich ich kein Recht habe, Ihre Güte zu beanspruchen. Ich selbst werde wohl auch keinen Gebrauch mehr von Ihrer Hilfe machen können; aber hier mein liebes Söhnchen hat hoffentlich noch eine lange Zeit vor sich. Wird sich wohl jemand seiner annehmen, wenn es Gottes Wille wäre, daß auch ich es verlassen müßte?"

„Donnerwetter, Schröder, sind Sie alt geworden!"

„Er soll mein Sohn sein, wenn es Ihnen so recht ist," stotterte Schröder. „Ich nehme es an," flüsterte mühsam Karoline, und ehe Schröder es verhindern konnte, hatte sie seine Hand an ihre blassen Lippen geführt.

Als Schröder mit dem Kommissar das Zimmer verließ, zitterten bereits die letzten Strahlen der Abendsonne um die Schläfe der bleichen Frau und in den Locken ihres muntern Kleinen. Nach vierzehn Tagen war Schröder Papa des kleinen Robert.

Wie er in seinen Vaterpflichten und in seiner Liebe zu dem Knaben ganz und gar aufgegangen, ist uns bekannt.

Onkel Schröder steht noch immer am Fenster und sieht, vertraulich nickend, dem bleichen Mond in das windschiefe Gesicht. Er war Zeuge von Schröders Jugendgeschichte.

Am folgenden Vormittage wird Onkel Schröder beim Konsul Schönwald vorgelassen. Der Konsul, ein äußerst stattlicher, jovialer Herr, nimmt die bestellten Journale entgegen, zahlt den Betrag. Erst als Onkel Schröder schon die Thüre in der Hand hält, um sich zu entfernen,

BLB Karlsruhe

ruft ihm der Konsul in scherzendem Tone nach: „Donnerwetter, Schröder, sind Sie alt geworden!“

Ganz entsetzt dreht sich Schröder um. Es war ihm zwar wie eine Ähnlichkeit gewesen; aber das war ja kaum möglich. Dieser fast noch junge, imponierende Mann, konnte er es denn sein? — „Ja, ja, ich bin es selbst, lieber Schröder! Kommen Sie, setzen Sie sich. Kommen Sie doch! So, trinken wir ein Fläschchen Madeira zusammen. Ja, ja, es ist eine hübsche Reihe von Jahren her, daß wir uns nicht gesehen haben. Seit einem Vierteljahre bin ich wieder hier. Bleibe aber nicht lange. Wohne jetzt in London. Habe in den letzten Jahren kolossales Glück gehabt, bin so zwei Millionen schwer. Es ging mir höllisch schlecht, als ich damals fortreiste. Meine arme Karoline hat daran glauben müssen, — mein kleiner Bengel wahrscheinlich auch. Darüber habe ich zwar nichts Gewisses herausbringen können. Die Erkundigungen, die ich darüber eingezogen, haben zu nichts Bestimmtem geführt. Da sagt mir vorgestern ein alter Polizeirat, der früher Kommissar in dem Revier war, wo ich mein Geschäft hatte, soviel er wisse, hätten Sie versprochen, sich meines Sohnes anzunehmen. Ist etwas an der Geschichte?“

„Ja wohl, es ist etwas an der Geschichte,“ sprach Schröder langsam.

„Lebt er? Was ist aus ihm geworden? Was haben Sie mit ihm gemacht? Reden Sie doch!“

Onkel Schröder hämmerte verlegen mit der Hand auf die Tischkante, ehe er hervorbrachte: „Ich hatte ihn eigentlich als meinen Sohn betrachtet. Ich habe ihm nichts zuleide gethan. Jetzt wohnt er nicht mehr bei mir. Er ist jetzt Doktor der Medizin. Es geht ihm gut, — ganz gut. Er macht mir viel Freude! Ich habe ihn immer lieb gehabt, soviel ich nur konnte.“

„Schröder, Sie sind ein Hauptkerl! Es soll Ihr Schade nicht sein. Kommen Sie, wir wollen gleich zusammen hinfahren zu ihm. Wahrhaftig, das will ich Ihnen vergelten. Davor muß man wirklich den Hut abnehmen. Kommen Sie, kommen Sie! Es rührt sich was in mir. Ist wohl ein hübscher Mensch geworden! Natürlich! Und Doktor! Kommen Sie, lieber Schröder!“

Onkel Schröder, dessen Verlegenheit sich zur Angst steigert, hält den Konsul an der Hand zurück. „Warten Sie doch einen Augenblick. Es ist da ein Umstand. Robert weiß nämlich nicht, daß er außer mir einen Vater hat. Er weiß nichts, als daß seine Mutter starb, da er noch sehr klein war. Er ist der Meinung, ich sei sein Vater.“ „Ah, das ist stark! Darum also konnte ich keinerlei Aufschluß über das Verbleiben meines Sohnes erhalten, so oft ich auch, schon von England aus, nachforschen ließ! Was konnte Sie veranlassen, mich und die Welt und vor allem meinen Sohn so strafbar zu täuschen?“ — So inquirierte Schönau, jetzt Schönwald genannt, den alten Schröder, der dastand, als sei er sich in der That eines Verbrechens bewußt. Endlich entgegnete er schüchtern: „Ich wußte nie, wie ich es anstellen sollte, Robert zu sagen, daß sein Vater ihn und die Mutter im Stich gelassen. Ich fürchtete immer, es könnte ihn sehr betrüben, und das wollte ich doch nicht, dazu habe ich ihn zu lieb. Was aus Ihnen geworden, konnte ich ihm auch nicht sagen, denn niemand wußte es.“ „Hm, hm, Sie haben nicht unrecht, — es ist eine verdrießliche Geschichte. — Sagen Sie, Schröder, haben Sie meinen Sohn wirklich lieb?“ — „Daran zweifeln Sie doch nicht?“ „Nein, nein, das thue ich nicht; aber sagen Sie selbst, ich kann doch meine Ansprüche an ihn nicht aufgeben? Ich bin gewaltig reich, mein Sohn soll es auch sein. Ich will alles an ihm gut machen, was ich bisher versäumt; aber ich will auch, daß er mich als seinen Vater liebt und verehrt. Erführe er die ganze Wahrheit, so würde er mir vielleicht nicht sein ganzes Vertrauen, nicht seine ganze Liebe zuwenden. Das würde mein und ebenso sein Glück trüben. Schröder, Sie sind ein guter Mensch! Sie müssen mir, namentlich aber meinem Sohne, dem Sie ja zugethan sind, woran ich nicht zweifle, einen großen Dienst leisten. Sie müssen ihm Aufklärung geben in einer Art, die mich ihm gegenüber nicht kompromittiert, so daß kein Zweifel in seinem Herzen gegen mich aufkommt. Können Sie das? Wollen Sie das? Bedenken Sie, wie reich, wie glücklich Sie ihn dadurch machen. Ihr eigner Sohn ist er ja nicht. Der Verlust kann für Sie doch nicht so sehr groß sein. Machen Sie die Sache schnell und zu meiner Zufriedenheit. Sie sollen reich belohnt werden. Ich bin nicht geizig. Sie sollen nicht mehr arbeiten und sorgen dürfen. Nicht wahr, Sie werden es möglich machen? Sie werden dem Sohne nicht die Liebe des leiblichen Vaters entziehen?“ — Der Konsul stürmte auf den alten Schröder ein, bis dieser mit stockendem Atem sprach: „Gut, gut, dem Glücke meines Robert will ich nicht im Wege sein, gewiß nicht. Ich will thun, was ich thun kann. Aber lassen Sie mir Zeit. Ich schreibe Ihnen morgen, was ich möglich machen kann. Jetzt lassen Sie mich fort, — um Gottes willen — morgen — morgen.“ — Damit riß sich Schröder vom Konsul los. Es dauerte geraume Zeit, ehe er, an den Häusern tastend, auf der Straße sichtbar ward.

Es ist Sonntag-Vormittag. Das Glockenläuten ertönt. Neben Hauswirten, Pfandleihern, Taschendieben, Kupplerinnen und Bettelweibern sitzen auch einige wirklich fromme oder wenigstens harmlose Geschöpfe in den Kirchenstühlen. In der letzten Reihe befindet sich Onkel Schröder. Seit seiner Einsegnung war er in keiner Kirche. Nicht, daß es ihm an Frömmigkeit gefehlt hätte. O nein. Gar oft hat er kindlich betend oder dankend zu Gott gesprochen, manchen Seufzer, manchen sehnsüchtigen Blick zum Himmel geschickt. Heut genügt ihm das nicht. In der Qual seines Herzens sucht er nach Mut, Hilfe und Trost in einer nur Gott geweihten Stätte. Hier kniet er, nichts um sich achtend, und weint inbrünstige Thränen und entladet die bis zum Zersprengen schmerzerfüllte Brust. — Und siehe, wunderbar wirkt Gottes Nähe in dem engen Hause auf den, der ihn in Wahrheit sucht! Ja, hier weilt trotz allen Mißbrauchs das Göttliche in seiner reinsten Keuschheit, in seiner allmächtigen Kraft! — Ein mildes Lächeln verschönte Onkel Schröders Züge, da er die Kirche verließ. Ein freundlicher, beseligender Entschluß lag in seiner Miene.

Am Montag-Morgen saß Konsul Schönwald beim Kaffee, die kostbare Havanna mit behaglichen Zügen atmend, einen Brief in der Hand, und las mit sichtlicher Befriedigung: „Euer Hochwohlgeboren! Soeben habe ich brieflich Ihrem Sohne das Geheimnis seiner Abkunft mitgeteilt, habe ihm gestanden, daß, während eine Geschäftsreise Sie fern hielt, indes unerwartet der Tod Ihre Gattin hinwegnahm, ich mich seiner ohne Berechtigung, in der eigennützigen Absicht bemächtigt hatte, mir in ihm eine Stütze für meine alten Tage groß zu ziehen. Späte Reue hat mir dieses Geständnis abgezwungen. Ich habe um seine Verzeihung gebeten, so wie ich die Ihrige nachsuche, und bitte, meinem

Alter die Beschämung einer Strafe zu ersparen. Gottlieb Schröder." —

Des Konsuls Augen strahlten vor Freude.

An demselben Tage lagen sich Vater und Sohn in den Armen. Während Robert in seinem Groll über diese grenzenlos zähe, schändliche Heuchelei und Verschlagenheit Schröders kaum genug Worte des Abscheues finden konnte, wandte der Konsul alle Beredtsamkeit auf, seinen Sohn zu beruhigen und ihn zu bestimmen, die Sache nicht an die Öffentlichkeit zu bringen und den durchtriebenen Menschen einfach mit Verachtung zu strafen. — Noch in derselben Woche reiste der Konsul mit seinem Sohne nach Hamburg. Beide bestiegen dort den Dampfer Pluto, der sie der Themsestadt entgegentrug.

Das Fahrzeug war längst am Horizont verschwunden, da stand ein alter Mann einsam noch am Strande und sandte Blicke voll Liebe und noch viele, viele Segenswünsche dem fernen Schiffe nach.

Onkel Schröder war eben von einer Reise nach Hamburg zurückgekehrt, da brachte ihm der Postbote einen eingeschriebenen Brief, Wertangabe: zweitausend Pfund Sterling, Absender: Konsul Schönwald, London.

Schröder schrieb mit sicherer Hand auf die Rückseite des Briefes: Adressat verweigert die Annahme.

Der erstaunte Postbote nahm kopfschüttelnd den Brief wieder mit.

In Schröders Stübchen sieht es seit Jahren wieder aus, wie ehedem. Ordnung und Sauberkeit herrschen dort. Ein kleiner gelber Sänger zwitschert wieder, Blumen schmücken wieder das Fenster. Er selbst, äußerst sorgfältig, fast zierlich gekleidet, wie ein alter Bräutigam, flattert mit seiner Mappe unter dem Arm friedlich lächelnd durch die Straßen und Häuser, so Gott will, noch recht lange.

Wilder Tag und stiller Abend.

Der Füsilier Tobias Sütterle war im ganzen Feldzuge nie flinker und vergnügter bei der Reveille auf die Beine gesprungen, als am Morgen des 30. Oktober des denkwürdigen Jahres 1870. Und seinen Kameraden von der 12. Kompagnie des Leibregiments, dem ganzen Regiment, der ganzen badischen Division und dem ganzen 14. Armeecorps ging es ebenso. Auf allen jugendlichen, verwetterten Männergesichtern lag außer dem just aus den grauen, trübseligen Wolken brechenden goldenen Sonnenschein eine helle Freude. Nach Dijon! so hieß die Parole, nach Dijon! das Losungswort.

Und welch frohe Verheißung jubelte darin empor!

Drei Monate lang waren die armen Burschen nicht aus den Kleidern gekommen, drei Monate lang kaum einer in ein Bett; froh mußten sie sein, wenn sie Nachtquartier in einer trockenen Scheuer fanden und nicht wie den ganzen Oktober hindurch, fast jede Nacht Beiwacht halten mußten, Beiwacht auf dem nassen Erdboden, mit einer dünnen Lage Stroh unter dem müden, abgerackerten Leibe.

Ja, wenn nicht der gute, deutsche Soldatenhumor wachgeblieben wäre, dann gute Nacht du glorreiches Jubeljahr!

Der Hinkende, der auch ein Hohlicht von der Weltgeschichte hat, sagt immer: zum Kriegführen gehört außer dem nötigen Kleingeld noch dreierlei, nämlich Verstand, Glück und — Humor.

Die Menschen von heutzutage, gewiß aber wir Deutsche, sind im allgemeinen viel zu weichherzig, um mondelang blutdürstig sein zu können. Die rechte Kampfwut kommt auch immer erst mit dem Kanonendonner, dem Gewehrgeknatter, mit der schmetternden Musik und dem Trom! trom! des Sturmmarschs, kurz, sie kommt und schwillt nur mit dem ganzen, aufregenden Schlachtenkonzert und verraucht wieder mit den letzten verhallenden Tönen desselben. Der Soldat wird wieder Mensch.

Und was hält diesen Menschen aufrecht und mutig in dem ganzen Elend, das ein Krieg mit sich bringt, und von dem wir andern Menschen, die wir am warmen Ofen sitzen und lustige Geschichten lesen, keine Vorstellung haben? Das ist der Humor, und nur der Humor! Der ist die Tapferkeit zwischen den Schlachten, der Heldenmut mit knurrendem Magen und lechzender Zunge, die Mannestreue im Elend; er hält das Herz trocken im Landregen und warm im Winterfrost, er ist der eiserne Reif, der die lockern Dauben Wollen und Können zusammenhält, der Allerweltsdoktor, der alle Schäden kuriert, er ist auch vor allem der beste Koch und der beste Quartiermacher.

Dies kostbare Kräutlein hat gottlob das ganze deutsche Heer im allgemeinen, unser Häuflein Badener im besondern und unser Tobias im ganz besondern immer mit sich geführt, und nie ist es verdorrt oder vielmehr im ewigen Regen ersoffen. Nein, dem Humor des Tobias haben weder die morastigen Gräben vor Straßburg, noch die heimtückischen Wege durch den Wasgenwald südwärts ins Welschland hinein, nicht Garibaldi und nicht die Franctireurs, ja nicht einmal das schreckliche „Corps der Rächer" und Bombonnel der Löwenjäger etwas anhaben können.

Und jetzt sollte ja auch die lustig getragene Mühsal und Not ein Ende nehmen. Es geht ja nach Dijon, aus der nassen, kalten Wüste ins warme, trockene, gelobte Land.

Drum pfeift und singt und lacht und schwirrt das Biwak des Leibregiments vor dem Dorfe Mirebeau durcheinander, emsig wie ein Ameisenvolk und laut wie eine Judenschule. Das Wasser machen sich die armen Tröpfe im Mund zusammenlaufen, wie sie sich gegenseitig von Nudelsuppe, Kalbsbraten mit Kartoffelsalat, dazu ein Schöpplein Burgunder und hinterher ein Cigärrli, vorschwärmen.

„'s ist fein, wenn man Französisch kann und 's Dischkurieren versteht," sagt der kleine Füsilier Elpen zu seinen Kameraden, „auf den Küchetisch hau' ich, wenn der Quartiergeber ein Mann ist — im andern Fall sag' ich höflich »Madam« und spar' die Grobheit — zeig' auf den Herd und kommandier': Suppe dö Wermisöl, Brotis dö Wo aweck Salat dö Pommertär — dutzwitt — oder ein Vitzliputzlibombegranatedunderwetter soll — und hau' dazu noch einmal auf den Tisch, daß die Ka.heln von den Nägeln fallen!"

Bewundernd jauchzen ihm die Kameraden zu, wischen sich den Mund und tummeln sich umso schneller bei der Rüstung zum Marsch.

Mitten im Trubel sieht nun der geneigte Leser unsern Tobias Sütterle sein Schuhwerk in Stand und Staat setzen. Nicht wichsen, das wäre schon wegen des tiefen Kotes für die Katz gewesen, sondern höchst sinnreich legt er ein paar Schnürlein auf den Boden und eine Stiefelsohle drüber, dann wickelt er einen roten Lappen, welchen er neulich zu Cussey am Dignon einem toten Franzosen aus der Hose geschnitten, um den Fuß: „Nix für ungut, armer Trolli!“ hatte er zu ihm gesagt, „aber ich brauch' Fußlappen!“ Hierauf schlüpft er in das andere Stück, das zu einem ganzen Stiefel gehört, paßt dann den Fuß auf die Sohle und bindet diese sorgsam darunter fest. Den andern Stiefel hat er schon an, denn da ist die Sohle noch daran; dafür sperrt er aber an den Zehen das Maul soweit auf, wie nur ein hungriger Stiefel es aufsperren kann.

Jetzt richtet er sich auf und betrachtet wehmütig und stolz zugleich sein Schuhwerk.

„Wart nur, in Dischon wird's ander Wetter!“ denkt er.

Hierauf nimmt er die Bettdecke von heut nacht, nämlich den Mantel — mit dem Bett war das Feuer für die Morgensuppe angemacht worden —, breitet ihn aus, beschaut mit zärtlichem Mitleid seine vielen Risse und Löcher, betastet vorsichtig die mürben Stellen und beginnt ihn zu rollen, indem er mit einer Stimme, die an Halsweh erinnert, zu singen anhebt:

Schier dreißig Jahre bist du alt,
Hast manchen Sturm erlebt.

Hierauf schlüpft er in das andere Stück, das zu einem ganzen Stiefel gehört.

Ein gutes Lied reißt die Kehlen mit, wie Tanzmusik die Beine, und so fällt auch die Kompagnie und zuletzt das ganze Biwak ein.

Lustig und ernst klingt es die Berghänge hinauf und rauscht durch den herbstlich bunten Wald, denn was ein rechtes deutsches Volkslied ist, das lacht unter Thränen und weint mit lachenden Augen.

Ja, lustig und ernst ist auch das Mantellied, es rötet die braunen Wangen und läßt die Augen blitzen; aber es kann auch ein Mannesherz erzittern machen und ein Auge mit Wasser füllen — —

Jede Kugel macht ein Loch.
Leiser und langsamer klingt es dann weiter:
Und wenn die letzte Kugel kommt
Ins deutsche Herz hinein — —

Der Hauptmann der 12. Kompagnie kam zu ihr geritten.

„Lassen Sie die Leute nur aussingen, dann aber angetreten!“ sagte er zum Feldwebel, der sie zum Schweigen bringen wollte.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Sinnend ließ er sein Auge auf seinen „Kindern“ ruhen, die ihn aber auch wie einen Vater lieb hatten und auch nur „Vater Heinrich“ nannten.

Wer weiß, sagte er nachdenklich zu sich, für wie viele unter euch schon eine Kugel in der Patrontasche sitzt, die ihren Weg schon finden wird! Vielleicht auch zu meinem Herzen! — Ja, wer weiß es? — „Guten Morgen, Kinder!“

„Guten Morgen, Herr Hauptmann,“ dröhnte es in der Runde.

„So ist's recht! — Ein froher Sang macht die Beine lang!“

„Ich weiß auch einen Vers, Herr Hauptmann!“ rief der Einjährige Zimmermann: „Winkt am Abend ein fein Quartier, wachsen am Morgen Flügel mir!“

„Abwarten!“ sagte der Hauptmann und lachte, „sonst heißt's — ich weiß auch noch einen Vers: Morgens ri — ra — rutsch, abends si — sa — sutsch! — Na, heute wird's wohl nichts geben — Dijon ist von den Rothosen geräumt.“

„Hurra!“

„Hurra, mein Kalbsbraten!“ schrie Elpen.

„Hurra, ein Saueressele mit Knöpfle,“ rief Tobias.

„Abwarten!“ sagte noch einmal der Hauptmann lächelnd und winkte dem Trompeter.

2.

Drei Stunden war man schon in den feuchtfrischen Morgen hineinmarschiert. Die magere Suppe war längst verdaut und sehnsüchtig fingen die Blicke an, den Windungen der burgundischen Heerstraße entlang zu fliegen, ob noch nicht bald da vorne die Stadt auftauchen will, mit den blauen Wölkchen über den Schornsteinen. Aber je mehr Berge sich vorschieben und je mehr Dörfer sich dazwischen legen, desto lauter wird der Gesang in den wacker vorwärts schreitenden Reihen.

Soeben zieht die Vorhut — das Füsilierbataillon des Leibregiments — mit Trommeln und Pfeifen durch Magny sur St. Medard, da horch — —

Zieht ein Wetter auf, oder sind das Kanonen?

Es sind!

Tobias sieht verwundert seinen Nebenmann Wimpfheimer an.

„Ah bah!“ sagt der, „sie probieren nur die Böller, bis wir kommen!“

Aber da kommt von vorne ein Trupp Dragoner, von hinten Stabsoffiziere und Adjutanten herangesprengt; es heißt „Ganzes Bataillon halt!“ und die Offiziere drüben stecken die Köpfe zusammen und wirtschaften mit ihren Landkarten.

Nach einer Weile galoppiert „Vater Heinrich“ daher.

„Kinder,“ sagt er, „mit dem Sonntagsbraten ist es heute wieder nichts. Dafür giebt's blaue Bohnen und schwarzes Kraut, und mancher wird vielleicht auch ins Gras beißen müssen, ohne daß es mit Essig und Öl angemacht ist. — Haltet euch brav!“

BLB Karlsruhe

Der Soldat läßt sich nichts anmerken. Ein kräftig Hurra ist der schönste Seufzer!

„Aber dafür machen wir, so Gott will, morgen — blauen Montag!"

Ein neues Hurra, dann klar zum Gefecht! Die Fahnen werden enthüllt — lustig flattern die teuern Fetzen im Winde — die Bajonette aufgepflanzt und die Gewehre geladen.

Schon rasselt rechts eine Batterie die Höhen von Arc sur Tille hinauf, protzt ab und sendet ihre ersten Grüße zu den Rothosen.

„Vorwärts marsch!"

Tobias sieht auf die Dorfuhr drüben.

„'s ist jetzt zehne!" sagt er, „bis wann werden wir drin sein, Herr Sergeant?"

„Das ist je nachdem," erwidert er gnädig, „und der Herr Hauptmann pflegt zu sagen: abwarten!"

„Ich bin nur froh," nimmt dann Tobias noch einmal das Wort, zu Wimpfheimer gewandt, „daß ich gestern noch heimgeschrieben hab'. Denn wenn mir heut etwas passiert, und ich hab' so eine Ahnung — entweder geht es letz oder ich hol' mir endlich einmal das eiserne Kreuz —, so hab' ich doch noch einmal meinem Müetterle und meinem Liesele guten Tag und Lebewohl gesagt, wenn's auch nur mit einem Zündhölzle gewesen ist; die zwei können es schon lesen. Aber los, Jakob, ich hab' geschrieben, sie sollten mir ein oder zwei Hemder schicken. Jetzt, wenn sie für mich zu spät kommen, sollen sie dein sein."

„Ha, schwätz doch nicht so dumm!" sagt Wimpfheimer grob aber gerührt, „warum sollten sie für dich zu spät kommen?"

„Ha, ich mein' halt!"

Weshalb hat aber Tobias das Wort „Hemder" so düsselig vorgebracht?

Ei, in dem Punkte hat er kein koscheres Gewissen. Sauber ist das Hemd freilich, worunter eben sein Herz pöpperlet, merkwürdig sauber für einen Soldaten, aber es ist doch nicht ganz sauber mit ihm. Denn erstens ist es ein Mädchenhemd und zweitens auch noch gestohlen, und zwar erst vorgestern der Müllerstochter von Essertenne. Warum läßt sie aber auch die Wäsche am Seil hängen, im Grasgarten hinten zwischen den Zwetschgenbäumen, und läuft davon, wenn abgerissene, geflickte und geplätzte Soldaten zur Einquartierung kommen?

Nun, sei ruhig, Tobiasle, das unrechte Gut kannst du noch mit einer sonst gesunden Seele verdauen. Und jetzt aufgeschaut, die Zeit zum Schwätzen ist vorbei.

Das Gefecht rollt sich auf. Die Kanonen donnern, die Gewehre knattern, die Signale schmettern und bald schlägt da und dort das Trom! trom!, das ein wackeres Bataillon zum Sturmlauf auf einen Rebberg ruft, der heute ein anderes Feuer speit, als im letzten Herbst.

„Marsch, marsch! Hurra!"

Mit eisernem Besen fegt der Badener die Rothosen aus allen ihren Stellungen über Berg und Thal zurück, daß die Spreu nur so stäubt. St. Apollinaire, das letzte Dorf vor Dijon, wird genommen, und nun umfassen die badischen Bataillone von drei Seiten die große Stadt. In der Mitte stürmen die Grenadiere des Leibregiments die Höfe La Maladrie und La Boudrence und den großen Park Montmusard, links die Füsiliere die Höhen von Mirande, und werfen den Feind in die Stadt hinein. Mit funkelnden Augen in den pulvergeschwärzten Gesichtern, schweißtriefend und hungrig stehen die Badener vor dem prächtigen Dijon mit seinem Wald von Türmen und Zinnen und Schornsteinen. Aber kein friedlicher Herdrauch kräuselt sich darüber, sondern der Pulverdampf schwält über sie her, und nichts protzelt lieblich in den Pfannen, aber desto ungemütlicher draußen das Gefecht und drinnen die Verzweiflung.

„Da hab' ich wieder einen, 's ist der achte."

Mit wütenden und angstvollen Gesichtern wälzen sich Scharen bewaffneter Männer, Soldaten und Bürger, tapfere Leute und Gesindel, Linie, Mobilgarde, Nationalgarde, Garibaldianer und Franctireurs durch die Vorstädte herein und wieder hinaus. Sie bauen Barrikaden und verrammeln die Häuser, um sie zu Festungen zu machen. So wenigstens die, welche heute Meister in der unglücklichen Stadt sind. Und wer ist Meister darin? Wo ist der Präfekt, wo der Militärkommandant? Nun, der tapfere Präfekt, der sich heroisch unter den Trümmern seiner Stadt begraben wollte, zieht sich eben nach Beaune zurück und schaut sich gerade im Kaleschlein um, ob die Dragoner ihm nicht auf den Fersen sind; dann nimmt er beruhigt eine Prise und freut sich, wie die Näpplein traben. Und während dessen verhaucht der wackere Kommandant auf seinem Posten vor St. Apollinaire seinen Atem, und kann dem badischen Grenadier, der ihm den letzten Trunk bietet, nicht einmal mehr die Hand bieten. Meister aber ist nun der famose Dr. Lavalle, und es ist zweifelhaft, ob er jemals an einem Tage so viele schlechte, tödliche Rezepte geschrieben hat, wie heute.

3.

Unermüdlich und unerschrocken hat Tobias Sütterle den Siegeslauf des im ersten Treffen auf dem linken Flügel kämpfenden Füsilierbataillons mitgemacht, der vordersten und tapfersten einer. Mit dem eisernen Kreuz hat er's heute morgen ernst gemeint.

Eben bringt er aus der Plänklerkette, welche die letzten Haufen Franzosen in die Vorstadt St. Peter

scheuchen, einen Gefangenen vor seinen Hauptmann, ein junges Bürschchen mit frechem, bleichen Gesicht.

„Da hab' ich wieder einen," sagt er, „'s ist der achte."

„Du bist ein braver Bursch!" belobt ihn der Hauptmann und sieht ihn freundlich und wohlgefällig an. — Was doch die Geschmäcker verschieden sind!

Wenn Tobias in dem Augenblick seinem Schatz daheim begegnet wäre, sein Liesele wäre davongelaufen vor Schreck, wenn es nämlich noch gekommt hätte und nicht umgefallen wäre.

Im Vergleich zu jetzt hätte Tobias heute morgen noch auf der Kaiserstraße zu Karlsruhe den geputzten Gecken spielen können, so zerfetzt, schwarz und schmutzig sieht er eben aus.

Seinen künstlichen Stiefel hatte er schon frühzeitig in einem aufgeweichten Rebberg vor Bretigny verloren und, da es sich mit einem nicht gut marschiert, den andern freiwillig weggeschmissen. Und so stapft er nun mit bis ans Knie aufgekrempelten Hosen und bis unter die Schultern geradezu mit einer Erdkruste bedeckt, barfuß zum Sturm auf Dijon. Gottlob, daß er als frischer Bauernbub daran gewöhnt ist, ans Barfußlaufen nämlich.

Der Herr Hauptmann aber, der ihn so freundlich und wohlgefällig ansieht, brummt lachend in den Bart: „Donner und Doria! Was werden die Dijoner und Dijonerinnen von ihren Siegern denken? — Abwarten!"

Auf der Kathedrale St. Benigne schlägt es drei Uhr. Es klingt wie ein Signal zum allgemeinen Sturm, denn auf der ganzen Linie jauchzen die deutschen Hörner auf.

Die Offiziere ordnen die Sturmkolonnen und stellen sich vor die Fronten, mit geschwungenem Säbel.

„Zur Attake, Gewehr rechts!" — „Tambour schlag!" — „Vorwärts marsch!"

Der Tambour schlägt den Sturmmarsch und die dunkeln Haufen werfen sich im Sturmschritt dem Bleihagel entgegen auf die Vorstädte St. Peter und St. Niklaus, und das brausende Hurra rollt vor ihnen her.

Heiß entbrennt der Kampf. Wild wehren sich die Franzosen auf den Barrikaden, hinter den Gartenmauern, in den Häusern: jeder Schritt muß mit Blut erkauft, jede Mauer, jede Barrikade, jedes Haus muß erbrochen und erstürmt werden.

Schwer geht es vorwärts, aber es geht. Die beiden Vorstädte werden erobert, und während noch Einzelkampf auf Messer, Bajonett und Kolben in den Häusern derselben tobt, dringen schon andere Trupps im heftigsten Straßengefecht in die innere Stadt vor, trotz der alten Wälle und Gräben.

Die Trommeln wirbeln, die Glocken stürmen, das Gewehrfeuer knattert und prasselt in das Hurra der Deutschen und das heisere Geschrei der Welschen, und in den untersten Kellern hocken die Weiber, die Kinder, die Alten, die Feigen, und zittern an Leib und Seele vor den entfesselten Schrecken des Krieges.

4.

„Kinder, dort die Barrikade! Den Kolben drauf, die nehmen wir! Marsch, marsch! Hurra!"

Drauf, hinauf, hinüber! Was von den Rothosen keine flinkern Beine hat als unsere Füsiliere, wird niedergemacht oder gefangen.

Aber aus den Fenstern links und rechts regnet es Bohnen aus hundert Blasröhren.

„Die Häuser geputzt! Heraus mit den Halunken!"

Mit einem Dutzend Kameraden wirft sich Tobias in ein Haus rechter Hand, nachdem sie die Thüre eingerannt haben.

Im dunkeln Flur blitzt es auf, zweimal, dreimal, und zwei der Angreifer brechen mit einem Aufschrei zusammen.

Wütend stürzt ein Teil der Leute in die Zimmer des Erdgeschosses, indes die andern die Treppe stürmen. Schüsse und Schreie, dröhnende Schläge und dumpfes Gepolter erfüllen das Haus.

Droben ringt Tobias mit einem katzengeschmeidigen Chasseur vom 6. Bataillon auf Leben und Tod.

Seine Kameraden überwältigen gerade ein Häuflein Rothosen im Gangwinkel und führen sie schon gefangen hinab. Da gelingt es endlich Tobias, die Wildkatze abzuschütteln und sie mit einem gewaltigen Ruck die Stiege hinunterzuschleudern.

„Nehmt den auch mit!" ruft er hinterdrein, nach Atem schnappend, wie ein Fisch auf dem Sand; dann eilt er dem Reste seiner Genossen nach, welche die Gemächer durchsuchen.

Es scheint kein Feind mehr im Hause zu sein, also zurück! Es giebt ja noch anderswo Arbeit genug.

Tobias schaut noch einmal gewissenhaft ins letzte Zimmer. Es ist niemand darin. Aber auf dem Tische, steht eine Flasche Wein mit Gläsern, in denen noch Bodenrestchen zu sehen waren. Heiß und durstig, wie er ist, geht er drauf los — trink nicht, Tobias! — ergreift sie — trink nicht, Tobias! — und — trink nicht, Tobias! — und leert sie mit einem Zuge.

Ein Soldatenschluck ist wie ein Soldatenschlaf, und umgekehrt — nämlich kurz aber tief.

Das Feuer strömt belebend durch seine Glieder, zwar nicht lange, denn Weinfeuer ist Scheinfeuer, und Scheinfeuer ist kein Feuer, und dies „kein Feuer" kommt von den teuersten Kohlen.

Befriedigt will Tobias das Zimmer verlassen, da entdeckt er unter dem Bette etwas, was einem Absatze gleich sieht.

Drei Sprünge, und zugegriffen! Richtig, an dem Absatze hängt ein Schuh, im Schuh steckt ein Fuß und an dem Fuße hängt ein winselndes Französlein, das sogar vergißt, sein Gewehr mitzunehmen, als ihn Tobias unter dem Bette hervorangelt und auf die Beine stellt.

„O Pardon! Nix thu, nix max tot!" wimmert er.

„Komm nur mit, Mußjö, nix Max, nix Wilhelm!" sagt Tobias, der in seinem Leben noch wenig Witze gemacht hat, packt ihn hinten am Rockhenkel und lenkt ihn sanft vor sich her, die Treppe hinab.

Wie er im Hausgang unten ankommt, hört er schon die wütende Stimme seines Hauptmanns.

„Hierher die Gefangenen aus diesem Hause!"

Tobias beschleunigt die vier Beine, die er eben unter seinem Befehl hat und tritt auf die Haustreppe.

Da, mit blauem Gesicht und wild fuchtelnd, wie er seinen Hauptmann noch nie gesehen hat, steht er in einem Rudel Soldaten, die alle in großer Bewegung sind, wie ein erboster Immenschwarm, und schreit eben noch einmal: „Hierher damit! In diesem Hause sind Leute mit Wein vergiftet worden!"

5.

Tobias erstarrt.

Ein heißer Schreck fährt durch seinen Körper und bleibt, wie eine verschluckte glühende Kohle, just in seinem Magen sitzen.

Deutlich, ganz deutlich fühlt er sie. Er fühlt auch, wie sie schon größer und größer und heißer und heißer wird und wie sie sich langsam durch die Magenwand nach allen Seiten in den Leib frißt und bohrt.

Vergiftet! Von diesen Hunden vergiftet!

Einen Augenblick lösen sich Schmerz, Schreck und

BLB Karlsruhe

Angst in eine jähe Wut, und schwer fällt seine Faust auf den nichtsahnenden, unglückseligen Franzmann vor ihm, der, wie vom Blitze getroffen, zu Boden stürzt. Dann erlischt die Wut wieder und der brennende, todbringende Schmerz versetzt ihm wieder den Odem. Eine tiefe Mattigkeit schlägt sich schon in alle seine Glieder, es wird ihm schwarz vor den Augen, und die herbeieilenden Kameraden müssen ihn halten.

„Elpen und Huber, führt ihn zur Ambulanz! — Leb wohl, Kamerad, armer Kerl!" sagt der Hauptmann und reicht ihm die Linke; die verwundete Rechte trägt er in einer Binde.

Dem armen Tobias wird es womöglich noch mehr wind und weh um Magen und Herz.

„Ade, Herr Hauptmann," stammelt er, „ade, Kameraden."

Sie drängen sich um den todgeweihten Genossen, drücken ihm mit nassen Augen die Hand, und mit ellenlangen Flüchen schwören sie, ihn furchtbar an dem Katzengesindel zu rächen. Dann erschallt für sie wieder das „Vorwärts!"

„Geht nur mit," seufzt Tobias, „laßt mich, ich sterbe ja schon — legt mich hin — o mein liebes Müetterle — o mein Liesele — ich kann nicht mehr."

„Noch ist Baden nicht verloren," meint Elpen tröstend.

„Doch — ich spür's — ich bin hin — o wie das brennt — im ganzen Leib — geht, laßt mich sterben."

Schlaff hängt er in ihren Armen; sie sehen sich ratlos an. „Wenn er uns nur nicht in den Händen stirbt," sagt ihr stummer Blick.

„Jetzt, wo ist gleich eine Ambulanz?" sagt dann Elpen, „weißt du was, Bruder, lauf, was du kannst, und schau, derweil will ich ein Mittel aus der Hausapotheke probieren."

Huber rennt fort, um nicht wiederzukommen. An der nächsten Ecke trifft ihn meuchlings eine Kugel ins Gehirn, und ein Blusenmann schwingt sich über eine Mauer. Hohnlachend dreht er sich oben nach seinem Opfer um, da blitzt ihn eine Kugel herunter, sie kommt von drüben und schmeckt nach einem Zündnadelgewehr.

Unterdessen setzt Elpen seinen Pflegling auf eine Treppe und steckt ihm einen Finger in den Hals; Tobias workst ein bißchen, aber es geht nicht. Nun greift der Helfer nach einem Grashalm, der aus dem Pflaster sprießt, sperrt seinem Patienten den Mund auf und kitzelt ihn damit hinter dem Gaumen, und nun geht es auch.

„Gelt, das hat geholfen?" fragt er dann, „ist's nun besser?"

„Nein, zum Sterben elend," stöhnt Tobias.

„Soll ich noch einmal?" fragt der bekümmerte Gelegenheitsdoktor und klopft ihm stark den Rücken.

Tobias ächzt und krümmt sich. „Nein — laß nur — ich sterb' auch so — ich spür's — jetzt kommt's —"

Leichenblaß, mit geschlossenen Augen, lehnt er zurück.

Der treue Elpen rauft sich in heller Angst die Haare und versucht, ihn fortzutragen; aber entweder ist ihm Tobias zu schwer, oder es ist ihm selbst in die Beine gefahren.

„Wo bleibt nur der Huber?" fragte er sich verzweifelt, „ist ihm am Ende etwas passiert? — Das beste ist wohl, wenn ich geschwind Hilfe hol'. Mut und Courage, Kamerad, ich bin im Handumdrehen wieder da!"

Aber wie er nach einer kleinen Weile mit einem handfesten Grenadier vom 2. Regiment zurückkommt, ist Tobias nicht mehr da. Wer hat ihn fortgeschleppt?

6.

Tobias schlägt die Augen wieder auf. Er ist allein. Wo sind die andern? Wo ist Elpen? — Ach, der holt den Doktor, aber er kommt zu spät, denn jetzt ist's zu Ende. Jetzt hilft nur noch der himmlische Schöpfer dort oben.

Ja, du lieber Herrgott im Himmel oben, sei mir gnädig, wenn ich also sterben muß, und vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, wie ich sogar dem vermaledeiten Franzosen vergebe, der mich hinterrücks vergiftet hat.

Ich will ja gerne sterben, auch mit Schmerzen sterben, wie so viele brave Soldaten mit zerschmetterten Gliedern sterben müssen auf dem Felde der Ehren und der Zähren, und wie ja auch unser Herr und Heiland blutend am Kreuze für uns gestorben ist. Nur, o mein Gott, mach es nit zu arg!

Und du, heilige Maria, Mutter Gottes, hilf meinem armen, alten Müetterle und meinem lieben Liesele, und steh ihnen bei, wenn der Bericht vom Amte kommt, und tröste sie, damit sie nicht verzwazzeln. Sie heulen sich ja die Augen aus auf der Bank unter dem Nußbaum.

Und eine Wehmut kommt über ihn bei diesen Worten, eine tiefe Sehnsucht, die seine Schmerzen mit einem sanften Klingen übertönt.

Das Heimweh ist's, das Heimweh, wie nur ein Schwarzwälder es bekommen kann, wenn im fremden Lande in seiner Todesstunde die traute Heimat vor seine wunde, schmelzende Seele tritt, die Heimat mit ihren dunkeln Bergen und hellen Matten, mit den duftenden Tannenforsten, den rauschenden Bächen, den klappernden Mühlen und dem melodischen Weidgeläute.

Ja, das Heimweh kommt übermächtig und senkt sich tief in sein sterbendes Herz und macht es lechzen nach einem Tod im Grünen.

Sein Auge irrt am Himmel dahin, als ob es dort das heimische Grün suchen müßte, und traurig senkt es sich wieder auf die mit Steinen verbaute Erde. Da — er hätte schier aufgejauchzt — da, gegenüber durch das zertrümmerte Thor des stattlichen Hauses und durch das Oberfenster der Hinterthüre hindurch, sieht er einen grünen Fleck —

O wie er dies Grün kennt; es ist ein Stück von einer Tanne, einer Tanne!

Dahin! Im Grünen zu sterben, unter einer Tanne!

Der Gedanke verleiht ihm soviel Kraft, daß er sich aufrafft. Auf allen Vieren krabbelt er über die Straße, und heiße, erquickende Thränen tropfen ihm auf die Hände. An der Hofthüre richtete er sich auf die Knie, klinkt dieselbe mühsam auf und, o Glück, schaut in einen hübsch gehaltenen Garten, mit Rasen, Blumenbeeten, saubern Kieswegen, und in der Mitte eine stattliche Ziertanne.

Schluchzend krabbelt er auf sie zu, umarmt ihren weiß schimmernden, rauhen Stamm und küßt ihn voll Inbrunst. Dann streift er den Mantel über den Kopf — den Tornister hatte man vor St. Apollinaire abgelegt —, rollt ihn mit bebenden Händen auf, legt sich auf den Rücken und deckt sich mit dem lieben Mantel zu.

Lieber Mantel, laß mich mit dir begraben,
Sonst will ich von dir nichts haben,
In dich hüllen sie mich ein.

Leise zittert ihm die Melodie durch die Sinne; er schließt die Augen und erwartet den bittern Tod, als guter Christ, braver Mensch und tapferer Soldat.

Als Christ erweckt er Reue und Leid über seine

Sünden und die Thränen laufen ihm rührend die Backen hinab, wie sie ihm so einfallen.

So hat er einmal im tollen Eifer auf der Jagd nach einem Eichhörnchen das arme Ding totgeschmissen, was er nicht mehr vergessen kann. Dann hat er einmal seinen lieben Vater einen alten Esel gescholten, natürlich nicht laut, als er ihm die erste Meßpfeife aus dem Munde geschlagen und das Päckle „Kronprinz" ins Feuer geworfen hatte.

Jetzt fällt ihm am Ende des Sündenregisters auch das gestohlene Hemd ein; es bitzelt ihn am ganzen Leibe, als ob es aus ungehechelten Brennesseln gewoben wäre. In Gottes Namen! seufzt er.

Aber neben seinen Sünden tauchen auch alle die fröhlichen Bilder aus der Jugendzeit vor seinem innern Auge auf; das weitverstreute Dorf zwischen den hohen Bergen, auf deren Halden er so manches Jahr das Vieh gehütet hat, die Rasenhütte, mit dem Feuerchen darin, wölbt sich mit einmal wieder über ihm, er fühlt ein warmes Händchen in seiner, ganz deutlich fühlt er es, und wie die Wärme durch den Arm und den ganzen Körper rieselt; und spürt er nicht auch ein Kitzeln über sein Antlitz, wie von Spinnweben? Ja, sie sind's, die blonden Haare seines Liesele, die ihm übers Gesicht wehen, wenn der Bergwind durch die Fugen der Hütte bläst und das Feuerchen zu Füßen und die Haare auf dem Scheitel lustig zerwühlt und zerzaust.

Ade, mein liebs, mein herztausig liebs Liesele! Treu bin ich dir allzeit geblieben, und der uns scheidet, das ist nur der Tod. Der Tod, der sich jetzt so bleiern auf die müden Lider senkt, die Schmerzen löscht und die Gedanken löst, daß sie frei und fröhlich sich über Berg und Thal schwingen, um daheim, daheim zu sterben, selig, ja selig zu sterben.

Er schließt die Augen und erwartet den bittern Tod.

Und so stirbt Tobias, und sein letzter Gedanke ist noch: Wie hätt' ich je geglaubt, daß der Tod so süß, so süß wäre. — Wie wird es erst drüben sein?

7.

„Marguerite, hier leuchte her!"

„O mon Dieu, ist er tot?"

„Ich weiß nicht — näher mit dem Licht!"

„Verwundet?"

„Ich sehe noch nichts!"

„O mon Dieu, wie ist er schmutzig! — und barfuß!"

„Ein ganz junger Bursche!"

„O und sein Gesicht! schwarz und blutig!"

„Das Schwarze ist Pulver und das Blut nicht von ihm!"

* * *

Giebt's denn im Himmel auch Franzosen? Oder bin ich in der Hölle? — Ha, in der Hölle kann ich doch nicht gut sein, denn mich friert's ja an die Zehen. Und im Himmel? Unser Herrgott wird doch keinen ungeheizten haben. — Dann wird's wohl das Fegfeuer sein, wo vielleicht gerade der Ofen ausgegangen sein wird.

Tobias hatte dem französisch geführten Gespräch zugehört. Wie er die Augen aufschlägt, ist es finstere Nacht um ihn, nur vor ihm steht blendend ein naher heller Schein.

„Er hat die Augen auf- und zugemacht," sagt nun die eine der beiden Stimmen, eine sanfte, süße Mädchenstimme, wieder französisch.

Tobias reißt sie nun weit auf und starrt verwundert mit seinen großen blauen Augen eine himmlische Erscheinung an; in der Hand hat sie eine Laterne und neben ihr steht ein Mann mit weißem Bart, der ebenso finster und griesgrämig auf unsern Tobias herabschaut, wie der Engel freundlich.

„O, was er für blaue Augen hat," sagt der eben, und Tobias reißt sie noch weiter auf, obwohl er's nicht verstanden hat.

Aha, denkt er, das ist mein Schutzengel und das da der heilige Petrus, der mich nicht hereinlassen will. Aber sonderbar ist doch, daß ich einen französischen Schutzengel hab', und der schwarz angezogen ist. Flügel hat er auch keine.

Erschrocken und bittend schaut er von einem zum andern.

„Was fangen wir mit dir an, verdammter Prussien!" murmelt der heilige Petrus, mehr zu sich als zu Tobias.

Der aber spitzt die Ohren; das Wort „Prussien" versteht er nämlich. Schüchtern wagt er zu entgegnen: „Mit Verlaub, Herr Petrus, ein Preuß' bin ich gerade keiner, sondern ein Badischer, von Bartelskirchen im Breisgau, und heiß Tobias Sütterle."

Der Alte runzelt die Stirne und sagt finster: „Qu'est ce que c'est que ce veut que ce — ce — ce bougre?" Aus dem langen, dummen Französisch ins kurze, gute Deutsch übersetzt, heißt das: „Was will dieser dieser — dieser Ketzer?"

Der heilige Petrus hatte lange nach einem besonders kräftigen Schimpfwort gesucht, bis er das rechte getroffen hatte, das ihm paßte, dem lieben Herrgott aber auch, der es ihm auf die Lippen legte. Es war, wie schon oft, daß der Teufel ein Unkraut säen wollte, aber, von der Hand des Herrn geleitet, ins letze Säcklein griff, und siehe da, es sproß Weizen, oder wenigstens statt eines häßlichen, giftigen Krautes die freundliche blaue Kornblume, an der man auch seine Freude haben kann. Denn das häßliche Wort „bougre" ist eines der 17 welschen Worte, welche Tobias versteht.

Hat er nicht seinen Johann Peter Hebel daheim im Schränklein stehn, und hat er nicht, seit er lesen kann, daheim den Vorleser spielen müssen, den Großeltern und den Eltern, ihnen zur Freude und sich zur Übung. Das Wochenblättle, der Hinkende, sein Lesebuch und der liebe alte Hebel sind so über seine Lippen geflossen, und viel ist in seinem Kopf hängen geblieben. Und so hat er auch aus der drolligen Geschichte, wo dem alten Schulz von Wasselnheim sein Französisch nichts als Prügel einbrachte, das Wort „bougre" in gutem Gedächtnis behalten. Darum nahm er so eifrig, als die

Angst ihm erlaubte, noch einmal das Wort: „Nein, Herr Petrus, ich bin auch kein Ketzer — kein »Bouger«, ganz für gewiß nit — ich bin gut katholisch."

„Ah papa, il est catholique!" rief jetzt der Schutzengel, und Tobias schlug fromm ein Kreuz.

Das Gesicht des heiligen Petrus wurde nicht viel heiterer, aber die bittenden Augen des Engels schienen ihn zu bewegen, das Himmelsthürlein aufzumachen.

„Eh bien, levez-vous!" brummte er.

Da Tobias nicht weiß, daß „levez-vous" in Bartelskirchen „steh auf" heißt, so sieht sich der heilige Petrus genötigt, es ins Volapük, die Allerweltssprache, zu übersetzen, das heißt, er sagt es noch schnauziger und giebt ihm einen gelinden Tritt.

Das ist fast so gut wie deutsch, wenn auch Tobias sich über die Grobheit des himmlischen Pförtners wundert.

Ob er mich nun hineinläßt? fragt er sich bang, richtet sich gehorsamst auf und — fährt mit dem Kopf in etwas Stachliches und Kitzliches, das eine merkwürdige Ähnlichkeit, besonders dem Geruche nach, mit — Tannenzweigen hat.

Eine Tanne! War er nicht unter einer Tanne gestorben? Giebt es denn drüben auch Tannen? Oder — oder — oder?

Er wagt den Gedanken kaum zu denken, der in seinem verwirrten Gehirn wie ein Blitz aufflackert, so toll, so verblüffend toll kommt er ihm vor. Und doch muß er sich fragen: oder bin ich am Ende gar nicht gestorben? — lebe ich noch? — stehe ich noch auf der alten Erde? — sind das da Franzosen und bin ich noch in Fleisch und Blut der Tobias Sütterle?

Er betastete sich, kniff sich, und richtig, er fühlte sich. Dann spürte er mit geschärften Sinnen dem Gifte in seinem Magen nach und fand endlich ein leichtes Sodbrennen und ein Kratzen im Halse.

Er wurde rot bis unter die Haare.

Tobias, Tobias! Tobias Sütterle im badischen Leibregiment, der du das eiserne Kreuz dir holen wolltest, Tobias! hast du dich aber ins Bockshorn jagen lassen!

Wenn es möglich gewesen wäre, er wäre noch röter geworden. Seine kindlichen Augen stoben lichte Funken. Himmeldunnra! Verschlafen hast du die Erstürmung von Dijon, verschlafen! Wegen einer Einbildung, wegen einer bloßen Einbildung!

Und nun wurde er doch noch röter. Siedendheiß und messerscharf durchfuhr ihn die Scham und Reue wegen des armen Französleins, dem er den ungerechten Faustschlag versetzt hatte. Die Hand fing ihm an zu brennen — abhacken hätte er sie mögen.

Das alles aber dauerte nur wenige Augenblicke, dann trat er aus den Ästen hervor und wußte nicht, was er sagen sollte. War er Gefangener oder Herr? Waren seine Kameraden ohne ihn mit Dijon fertig geworden?

Er schaute den Alten an, und der ihn; dann schaute er den Engel an, der auch als Mensch fast gleich holdselig blieb, und der Engel schaute ihn an. Und sie wußten nichts zu sagen.

Dann schauten sich Vater und Tochter an. „Ja, was machen wir mit dem Burschen?" fragte jener. Diese aber sagte bittend: „Thu ihm Gutes, der Tag war böse genug — um unseres François willen, den sie bei Sedan gefangen haben und dem sie nichts Schlimmes thaten, wollen wir auch diesem Gutes thun. Denk an meinen Bruder!"

„Mein Kind, mein einziges, bis dein Bruder wieder heimkommt, mein Herzblatt, in deine Hände gebe ich ihn!" sagte bewegt der alte Mann.

Das Mädchen, nun wirklich der Schutzengel des Tobias, der ohne sie vielleicht in die Kasematten von Pau hätte wandern müssen, umarmte zärtlich ihren Vater. Dann betrachtete sie freundlich ihren Schützling, von den schmutzigen Füßen bis in die saubern Augen, und überlegte, wie sie sich ihm verständlich machen wollte.

In dem Augenblick aber, im besten Volapük der Welt, rumpelte dem Tobias so laut der leere Magen, daß sie fröhlich auflachen mußte. Das verstand aber wiederum Tobias so wunderhübsch, daß sein schwarzes Gesicht erglänzte. Und als der Engel gar knixte und „venez donc, monsieur" sagte, da verstand er sie so gut, als ob daheim das Liesele mit dem Finger gewunken und „komm, Tobias" gerufen hätte; vergnügt trottelte er hinter seinem Schutzengel ohne Flügel her und folgte ihm, ach, in einen Himmel, in einen Himmel aus dem Fegfeuer des Krieges.

* * *

Am andern Mittag erst zogen seine Kameraden mit klingendem Spiel in Dijon ein. Die Nacht war gestern über dem Kampf hereingebrochen und hatte ihren schwarzen Vorhang zwischen die streitenden Parteien fallen lassen.

„Königliche Hoheit," sagte General von Beyer zum Prinzen Wilhelm, „wie wär's, wenn wir heute Feierabend machten?"

„Ganz Ihre Meinung, Excellenz," erwiderte der Prinz, „morgen ist ja auch noch ein Tag."

Die Dijoner aber hatten an dem einen genug und schickten schon in der Nacht Boten, um sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Sie fanden die Gnade.

Tobias wurde natürlich wie ein Geist angestarrt, als er frisch und munter, gewaschen und geflickt, mit etwas verschämtem Blick sich bei seiner Kompagnie wieder anmeldete. Als er aber sein Abenteuer erzählte, da erhob sich ein unendliches Gelächter, daß die umliegenden Häuser wackelten, wie die Leute selber. Und während seine Kameraden also lachten, Tobias aber unter ihnen stand und nicht wußte, ob er nicht auch mitlachen sollte, da kam gerade ein Zug Gefangener durch die Straße. Da zuckt auf einmal Tobias zusammen, faßt starr ein windiges Bürschlein darunter ins Auge und stürzt auf ihn zu; der fällt vor Angst auf die Knie und deckt die Arme über den Kopf. Tobias aber reißt ihn auf, umarmt ihn und schreit ein ums andere Mal: „Er lebt noch, er lebt ja noch, Gott sei Dank, er lebt ja noch!"

Verdutzt schaut ihn der Franzose an und versteht nicht, was ihm geschieht. Tobias aber langt in die Tasche, zieht ein Päcklein Tabak und eine Pfeife heraus und drückt sie ihm zum Abschied in die Hand.

„Gott sei Dank," sagt er dabei zu ihm, „daß du noch lebst. Mein Tag hätt' ich keine ruhige Stunde mehr gehabt."

Hierauf schreitet er froh, aber bewegt, wieder seinem Quartier zu und denkt auf dem Heimwege tiefsinnig darüber nach, was die Einbildung nicht alles machen kann.

Wie lang erscheint dir oft nicht die Minute,
Wie unerträglich schleppend oft die Stunde,
Wie manchen langen Tag hast du gegrollt,
Und ist das Jahr nun endlich abgerollt,
Erscheint es dir so kurz wie die Sekunde.

BLB Karlsruhe